



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Transformatives Potenzial von postkolonialer Forschung
Perspektiven der transformativen Gerechtigkeit auf die
Überwindung epistemischer Gewalt

verfasst von | submitted by

Hannah Clara Hettich BSc

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. Kristina Dietz

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	III
Abkürzungsverzeichnis	IV
1 Einleitung	1
1.1 Fragestellung	4
1.2 Relevanz	4
1.3 Ziel	7
1.4 Reflexion und eigener Bezug	9
1.5 Aufbau	10
2 Theoretischer Analyserahmen	11
2.1 Feministische und postkoloniale Theorie	12
2.2 Verbindungen von postkolonialer, feministischer Theorie und transformativer Gerechtigkeit	15
3 Transformative Gerechtigkeit	18
3.1 Geschichte und Konzept	20
3.2 Theoretische Begriffe und Grundsätze	21
3.3 Zentrale Prinzipien der TG nach Generation FIVE	22
4 Forschungsstand	26
5 Methodisches Vorgehen	34
5.1 Untersuchungsgegenstand und Sampling	34
6 Kontext	36
6.1 Brunner (2020): UnDoing Epistemic Violence	36
6.2 Decoloniality Europe (2013): Charter of Decolonial Research Ethics	37
6.3 Santos (2019): Decolonizing the University	38
6.4 Grosfoguel (2011): Decolonizing Post-Colonial Studies and Paradigms of Political- Economy: Transmodernity, Decolonial Thinking, and Global Coloniality	39
7 Die Überwindung epistemischer Gewalt in der postkolonialen Forschung	41
7.1 Gewaltverständnis	41
7.2 Gewalt sichtbar machen	43

Inhaltsverzeichnis

7.3	Befreiung	44
7.4	Schaffung von gemeinschaftlichen Institutionen	45
7.5	Machtverlagerung	46
7.6	Unterstützung, Sicherheit und Schutz für betroffene Personen	48
7.7	Verantwortungsübernahme	49
7.8	Kollektives Handeln	50
7.9	Anerkennung von Diversität	51
7.10	Nachhaltigkeit	53
7.11	Betroffenenperspektive	54
7.12	Intersektionalität	56
7.13	Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit in der Überwindung epistemi- scher Gewalt in postkolonialer Forschung	58
8	Postkolonial forschen mit den Grundsätzen der transformativen Gerechtig- keit: Möglichkeiten und Grenzen	60
8.1	Sichtbarmachung epistemischer Gewalt	60
8.2	Sicherheit, Heilung und Handlungsfähigkeit der betroffenen Personen	61
8.3	Verantwortungsübernahme und Transformation der gewaltausübenden Per- sonen	63
8.4	Resonanz und Verantwortungsübernahme der Gemeinschaft	65
8.5	Transformation der kollektiven und sozialen Konditionen, die Gewalt hervor- rufen und aufrechterhalten	68
9	Fazit	74
	Literatur	78
	Abstract	83

Abbildungsverzeichnis

3.1 Ziele der transformativen Gerechtigkeit nach Generation FIVE (2007, S. 5 f.), eigene Darstellung	18
---	----

Abkürzungsverzeichnis

TG transformative Gerechtigkeit

TJ transformative justice, englisch für transformative Gerechtigkeit

PAR Participatory Action Research

1 Einleitung

In der feministischen und der postkolonialen Wissenschaftskritik wird wiederholt betont, dass Wissen hochgradig politisch ist. Das betrifft Fragen, die unter anderem lauten: Für wen wird geforscht? Mit wem wird geforscht? Über wen wird geforscht? Wozu wird geforscht? Was für Wissen wird produziert? Aus welcher Perspektive wird Wissen produziert? (vgl. Englert/Dannecker 2014, S. 242)

Akademisches Wissen und Wissensproduktion sind von Machtstrukturen geprägt, da gewisse Perspektiven darin kaum Raum finden, ausgeblendet und/ oder zum Verstummen gebracht werden. Dieses Phänomen wird in den Sozialwissenschaften durch den Begriff „epistemische Gewalt“ beschrieben und verortet Wissenschaft und Wissensproduktion in global asymmetrischen Ungleichheits-, Macht- und Herrschaftsverhältnissen (Brunner 2020; Grosfoguel 2013; Said [1984]1998; Santos/Meneses 2019; Spivak 2010).

„Die Ungerechtigkeit des Kolonialismus passiert nicht in einem konzeptionellen Vakuum; sie ist vielmehr eng mit diesen desensibilisierenden und 'andersmachenden' Rahmen [...] verbunden.“ (Plumwood 2003, S. 59)(eigene Übersetzung)

„Epistemische Gewalt umfasst dabei sowohl die Missachtung als auch die Auslöschung subalternen Wissens und beschreibt zugleich das hegemonial gewordene (westliche) Wissen. Es geht allerdings [...] auch darum, die Manöver zu verstehen, die es bis heute legitimieren [...]“ (Heinemann/Varela/do Mar 2016, S. 3)

Epistemische Gewalt bedeutet folglich gleichzeitig die Verdrängung von Wissen, die Unterordnung und Entwertung von nicht-westlichem Wissen, als auch die Muster, die diese Dynamik reproduzieren und damit das Machtgefälle von westlichen gegenüber nicht-westlichen Perspektiven aufrechterhalten. Zudem bedeutet epistemische Gewalt, dass „Beforschte“ und ihre Lebensrealitäten in westliche Sinneskategorien eingeordnet werden (Englert/Dannecker 2014, S. 242). Ihre eigenen Gesellschaftmodelle und Lebensformen werden dabei als „unterlegen“ und „rückständig“ konstruiert, oder in ihrer Gesamtheit ausgeblendet (ebd.).

Verschiedene Initiativen innerhalb der Wissenschaft diskutieren die Wirkung und Möglichkeiten der Überwindung von epistemischer Gewalt. Vor allem postkoloniale Forschungsansätze machen auf die kolonialen Kontinuitäten und Machtasymmetrien in der Wissenschaft und Forschung aufmerksam und fordern eine Überwindung dieser (Brunner 2020).

So stellt in postkolonialer Forschung das Reflektieren der eigenen Positionalität einen zentralen Ansatzpunkt zur Bekämpfung epistemischer Gewalt dar. Darunter wird verstanden, dass Forscher*innen sich kritisch mit ihren eigenen Vorannahmen und Positionierungen

beschäftigen und im Zuge dessen reflektieren, welchen Einfluss diese Positionierungen auf ihre Forschung haben (Dannecker/Englert 2014, S. 13). Oft verbleiben kritische Forscher*innen bei der Reflexion der Machtstrukturen und stellen sich nicht die Frage, welchen Beitrag sie leisten können, um diese Machtstrukturen nachhaltig aufzubrechen und zu transformieren.

Andere kritische Ansätze diskutieren die Möglichkeit der Einbindung von „beforschten“ Gruppen in den Forschungsprozess und fordern, dass diese von dem Forschungsvorhaben und -prozess ebenfalls überzeugt sein müssen (Smith 1999, S. 139 f.). Ähnliche Aspekte betonen insbesondere in den Sozialwissenschaften Ansätze partizipativer und transdisziplinärer Forschung sowie Participatory Action Research (PAR) (Fals-Borda 1987; Novy/Howorka 2014; Unger 2014). Transdisziplinäre Forschung versucht, innerhalb von Forschungsprozessen disziplinäre und universitäre Grenzen zu überschreiten und Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler*innen und Nicht- Wissenschaftler*innen auf Augenhöhe herzustellen, ein Anspruch der in Anbetracht verschiedener zeitlicher und finanzieller Ressourcen jedoch nur begrenzt erfüllbar ist (Novy/Howorka 2014, S. 27). PAR ermächtigt unterdrückte Bevölkerungsgruppen innerhalb von Forschungsprozessen, indem Betroffene von epistemischer Gewalt stärker in Forschungsprozesse eingebunden und für sie relevantes Wissen produziert wird (Fals-Borda 1987). Dabei werden jedoch die Verantwortung und Spielräume von Forschenden, Machtasymmetrien strukturell zu transformieren, wenig in den Blick genommen.

Bisherige Ansätze versuchen die Machtasymmetrie innerhalb von Forschungsprozessen aufzubrechen und epistemische Gewalt nicht zu reproduzieren, sondern zu überwinden. Jedoch wird bei diesen Ansätzen der Verantwortung der Forschenden sowie der Rolle von akademischen Institutionen zur Überwindung der epistemischen Gewalt inhärenter Machtstrukturen wenig Beachtung geschenkt. Damit besteht gegebenenfalls die Gefahr, dass die Ermächtigung der jeweiligen Gruppen von der konkreten Forschungspraxis des*der jeweiligen Forschenden abhängig ist und die strukturelle Verankerung epistemischer Gewalt fortgeschrieben wird. Dies bedeutet im Umkehrschluss ebenfalls, dass die Erreichung des Zieles der postkolonialen Forschung - das Aufbrechen von kolonialen Machtstrukturen in Wissen und Wissensproduktion - unter Umständen nur begrenzt erreicht wird.

Post- und dekoloniale, sowie feministische Theoretiker*innen, die sich mit epistemischer Gewalt beschäftigen, heben hervor, dass epistemische Gewalt ein der Wissenschaft inhä-

rentes Problem ist (Brunner 2020; Decoloniality Europe 2013; Grosfoguel 2011; hooks 2015; Mignolo 2007; Said [1984]1998; Spivak 2010). Vor diesem Hintergrund fordern sie, für die Bekämpfung epistemischer Gewalt Wissen in den Blick zu nehmen, das sich außerhalb der hegemonialen Wissenschaft befindet, wie zum Beispiel Erfahrungen, Praktiken und Wissen von emanzipatorischen, sozialen Bewegungen (Brunner 2020, S. 307 f.). „Thus, rather than universalist solutions, what the present crisis might require is the unleashing of heterogeneous practices for the good life associated with place-based collectives” (Blaser 2019, S. 236).

Um ganzheitlich mit rassistischer, sexualisierter und queerfeindlicher Gewalt umzugehen, und für sie kollektiv sowie politisch Verantwortung zu übernehmen, gibt es von sozialen Bewegungen verschiedene Konzepte, die auch im Hinblick auf die Bekämpfung epistemischer Gewalt erkenntnisreiche Perspektiven eröffnen können. Eines davon ist das aus queerfeministischen Schwarzen Bewegungen in den USA stammende Konzept der transformativen Gerechtigkeit (TG)¹. Es wurde in dieser Form vor allem während der 1980er bis in die frühen 2000er Jahren entwickelt und knüpft unter anderem an Gerechtigkeitsverständnisse von indigenen Gemeinschaften und den First Nations of Turtle Island (heute Nordamerika) an (Flox 2019; Kim/Hassan 2021-12-20, S. 6). Der Name transformative Gerechtigkeit verbindet dabei die Ziele von individueller Gerechtigkeit und der Transformation von strukturellen sozialen Ungerechtigkeiten (Generation FIVE 2007, S. 26).

TG findet bis jetzt vor allem Anwendung bei Vorfällen von sexualisierter Gewalt. TG-Prozesse zielen darauf ab, durch den Umgang mit Gewalt nicht weitere Gewalt, sondern Heilung und Transformation zu ermöglichen. Transformation bedeutet im Verständnis von TG, persönliche und kollektive Muster und Strukturen so zu verändern, dass sie weniger Platz für Gewalt lassen und Gewalt sowohl aufgearbeitet als auch verhindert werden kann. Um das zu erreichen, werden von (sexualisierter) Gewalt betroffene Personen, sowie Personen, die Gewalt ausgeübt haben, von ihrem Umfeld in der Aufarbeitung der Gewalt solidarisch unterstützt und begleitet. Zudem wird versucht, innerhalb dieses Umfeldes Muster zu erkennen, die Gewalt ermöglichen und fördern, um diese dann gemeinsam innerhalb der Gemeinschaft zu verändern. Außerdem beinhaltet TG die Transformation der politischen Strukturen, die Gewalt ermöglichen und fördern, wie zum Beispiel Sexismus, Rassismus oder Queerfeind-

¹ Transformative Gerechtigkeit umfasst eine breite Geschichte und eine Reihe von Erfahrungen und Praktiken vor allem von selbstorganisierten feministischen Gruppen. Diese Praktiken sind je nach Kontext sehr unterschiedlich und es gibt abgesehen von einer geteilten Grundhaltung sehr diverse Prozesse und Debatten, die Teil von transformativer Gerechtigkeit sind. Um die Diversität und Heterogenität dieser Erfahrungen sichtbar zu machen, habe ich mich dazu entschieden, transformative Gerechtigkeit in meiner Masterarbeit klein zu schreiben (siehe dazu auch Dixon/Piepzna-Samarasinha 2020, S. 6)

lichkeit. (vgl. Awarnetz und IGNITE! 2021; Flox 2019; Kim 2018; Kim/Hassan 2021-12-20; Mingus 2022)

Transformative Gerechtigkeit eröffnet weiterführende Gedanken für die Bekämpfung epistemischer Gewalt in postkolonialer Forschung, die ich in meiner Masterarbeit näher analysieren werde. Die Zentrierung der Bedürfnisse der betroffenen Personen und der Fokus auf kollektive Veränderung und Verantwortungsübernahme sowohl für aktuell stattfindende Gewalt als auch für gewaltvolle gesellschaftliche Strukturen kann dabei helfen, neue machtkritische und transformative Perspektiven auf epistemische Gewalt in der postkolonialen Forschung zu liefern.

1.1 Fragestellung

Im Anschluss an die einführenden Gedanken sowie anknüpfend an die dargelegte Problemstellung leite ich folgende Frage ab:

Inwiefern leistet transformative Gerechtigkeit einen Beitrag zur Überwindung von epistemischer Gewalt in postkolonialer Forschung?

Die forschungsleitende Frage beantworte ich durch die Betrachtung folgender Unterfragen: Wie versuchen postkoloniale Forschungsansätze epistemischer Gewalt in Wissenschaft und Forschung zu begegnen?

Welche Ansätze von transformativer Gerechtigkeit finden sich in postkolonialer Forschung wieder?

Inwiefern können postkoloniale Ansätze durch die Prinzipien der transformativen Gerechtigkeit erweitert werden, um epistemische Gewalt weiter aufzubrechen?

Wodurch wird die Überwindung epistemischer Gewalt durch die Prinzipien der transformativen Gerechtigkeit begrenzt?

Welche Aspekte der epistemischen Gewalt lassen sich nur begrenzt oder gar nicht überwinden?

1.2 Relevanz

Akademische Forschung steht in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen, historischen und politischen Machtstrukturen. Forschung wird durch jene Machtstrukturen fundamental beeinflusst und ist zugleich an der Reproduktion dieser beteiligt (Grosfoguel 2013). Derlei Machtstrukturen manifestieren sich unter anderem in Ausschlüssen, Diskriminierungs- und

Gewalterfahrungen (vgl. Greene 2021).

Kritische bildungs- und wissenstheoretische Ansätze verorten in nicht-wissenschaftlichem Wissen Ansätze für gesellschaftlichen Wandel (Freire [1994] 2016). Die Perspektive der TG kann einer dieser Ansätze sein, der aus Erfahrungswissen im Umgang mit Gewalt und gewaltvollen Strukturen neue Impulse liefert, um die Überwindung epistemischer Gewalt in Wissenschaft und Forschung zu fördern. Die Perspektiven der transformativen Gerechtigkeit auf Diskussionen rund um den Umgang mit epistemischer Gewalt zu übertragen ist wissenschaftlich relevant, da TG einen Fokus auf das Errichten eines gemeinschaftlichen Umgangs mit Macht, Gewalt und internalisierter Unterdrückung fördert, sowie einen Fokus auf neue und heilsame Praktiken und Beziehungen legt (Greene 2021; Souto-Manning/Winn 2019).

Wissenschaft und Wissensproduktion zielen auf das Verstehen von Gesellschaft, Menschen und Geschichte, sowie die Weiterentwicklung von Gesellschaften ab. Wissenschaft soll Wirklichkeit beschreiben und erfassen und hat damit auch eine Verantwortung - sowohl eine politische als auch gegenüber der Menschen, deren Wirklichkeit sie beschreibt. Denn insbesondere Perspektiven von westlichen, *weißen*², männlichen Wissenschaftlern dominieren wissenschaftliche Diskurse und sind somit Ausgangspunkt dafür, wie Realitäten gesellschaftlich verstanden werden und sind unter Umständen ebenfalls Grundlage für (entwicklungs-)politische Entscheidungen von nationalen sowie internationalen Institutionen. Vor dem Hintergrund, dass epistemische Gewalt nicht nur mit Ausschlüssen in der Wissenschaft einhergeht, sondern ebenfalls mit der Aufrechterhaltung von Diskriminierung und Macht, ist es von zentraler Bedeutung, Wissenschaft möglichst machtkritisch zu gestalten. Wie dies geschehen soll, wird bereits aus verschiedenen Perspektiven debattiert (z.B. Brunner 2020; Englert/Dannecker 2014; Grosfoguel 2011; Smith 1999). Viele bisherige (postkoloniale) Ansätze verbleiben an dem Punkt, Gewalt zu beschreiben. Andere Ansätze, wie die PAR, versuchen sicherstellen, dass Betroffene epistemischer Gewalt in der Forschungspraxis ermächtigt werden, nehmen jedoch die strukturelle Dimension von epistemischer Gewalt und die damit einhergehende Verantwortung von Forscher*innen, akademische Strukturen zu transformieren, nur begrenzt in den Blick.

²„Die Begriffe Schwarz und *weiß* werden durch eine alternative Schreibweise gekennzeichnet. Diese Vorgehensweise wird gewählt, um aufzuzeigen, dass es sich hier nicht um biologische Einteilungen oder gar um reelle Hautfarben handelt, sondern um soziale Konstrukte. Bei dem Begriff Schwarz handelt es sich um eine Selbstbezeichnung, die sich auf gemeinsame Erfahrungen bezieht. Der Begriff *weiß* wird kursiv geschrieben, um bewusst zu machen, dass er sich auf soziale, wirtschaftliche sowie politische Privilegien von Menschen bezieht, ebenso wie auf deren machtvollere Position in der Gesellschaft.“ (ZARA- Zivilcourage und Antirassismussarbeit n.d.)

Die Prinzipien der TG setzen die Menschen ins Zentrum, die weniger Macht haben, ähnlich wie auch die PAR. Ihre Bedürfnisse, ihre Analysen und ihre Erfahrungen stehen im Mittelpunkt und werden anerkannt, Gewalterfahrungen werden sichtbar gemacht und nicht abgestritten. Zudem ist es im Kontext der transformativen Gerechtigkeit die Aufgabe des Umfeldes, vor allem der privilegierten Menschen, die betroffenen Personen zu unterstützen und sich damit zu beschäftigen, welche Verantwortung sie im Hinblick auf die Reproduktion dieser Gewalt haben (Awarenetz und IGNITE! 2021). TG fordert, diese Verantwortung ernst zu nehmen und das eigene und das kollektive Verhalten nachhaltig zu verändern sowie die Strukturen, die Gewalt (re-)produzieren, aufzubrechen.

Dies ist auch für die Überwindung epistemischer Gewalt von zentraler Bedeutung. Der erste Schritt zur Überwindung epistemischer Gewalt ist, diese sichtbar zu machen - was viele prominente feministische und postkoloniale Wissenschaftler*innen getan haben. Es ist jedoch relevant, daran anschließend die Frage zu stellen, inwiefern Wissenschaft und Wissensproduktion Möglichkeiten der Heilung und der Transformation epistemischer Gewalt mit sich bringen.

Zur Bekämpfung und Überwindung epistemischer Gewalt stellt transformative Gerechtigkeit als erstes die Frage nach den Perspektiven und Bedürfnissen derer, die in der Machthierarchie benachteiligt sind, derer, die in der Wissenschaft von epistemischer Gewalt betroffen sind und die kein Gehör finden. Kurzum: Während epistemische Gewalt dazu führt, dass privilegierten Wissenschaftler*innen und westlichem Wissen zugehört und Beachtung geschenkt wird, führt transformative Gerechtigkeit dazu, dass den weniger privilegierten Menschen, die auch nicht zwangsläufig eine wissenschaftliche Ausbildung haben, die unter Umständen nicht in westlichen Gesellschaften leben, zugehört und geglaubt wird - also genau den Menschen, die epistemische Gewalt verdrängt und diskreditiert. Außerdem werden Wissenschaftler*innen in die Verantwortung genommen, ihre Handlungen so zu verändern, dass sie epistemische Gewalt nicht reproduzieren. Zusätzlich thematisiert transformative Gerechtigkeit die Räume und Strukturen, die Gewalt reproduzieren und somit transformiert werden müssen. Diese ganzheitliche Betrachtung der Überwindung epistemischer Gewalt kann dabei unterstützen, dass (postkoloniale) Forschung nicht gesellschaftliche Macht und Ausschlüsse reproduziert, sondern ihr emanzipatorisches Potenzial weiter ausbaut.

1.2.1 Relevanz für die Entwicklungsforschung

In der Entwicklungsforschung werden in den letzten Jahrzehnten viele Debatten darüber geführt, inwiefern unser Verständnis der Welt und unser Wissen von verschiedenen globalen Ungleichheits- und Machtstrukturen geprägt ist. Zudem geht es in der Geschichte der Entwicklungsforschung zentral um Diskurse von Modernität, Kolonialität, Entwicklung und Fortschritt; Begriffe, die alle historisch mit sowohl physischer als auch epistemischer Gewalt verbunden sind (vgl. Brunner 2020, S. 74 f.).

Ziel meiner Masterarbeit ist es, Überlegungen über neue Perspektiven anzustellen, die den Aufbruch asymmetrischer Machtdynamiken in der Wissensproduktion in den Blick nehmen, um so der Kolonialität des Wissens entgegenzuwirken. Denzin/Lincoln (2009, S. 1) argumentieren: „Sadly, qualitative research, in many if not all of its forms [...], serves as a metaphor for colonial knowledge, for power, for truth“. Umso wichtiger ist es, diese Macht und „Wahrheit“ weiter aufzubrechen und zu dekonstruieren. Damit ist es ein zentraler Bestandteil der Entwicklungsforschung, die sich mit globalen Ungerechtigkeitsstrukturen und vor allem deren Überwindung beschäftigt, sich zum einen der Frage zu widmen, wie ihre Forschung den Menschen zugutekommt, die historisch und bis heute durch Kolonialismus, Rassismus, Sexismus und weiteren Machtstrukturen unterdrückt und unsichtbar gemacht werden und zum anderen inwiefern Forschung dazu beitragen kann, diese Formen der Unterdrückung zu überwinden.

1.3 Ziel

Durch meine Masterarbeit möchte ich einen Beitrag zu einem ganzheitlichen Verständnis epistemischer Gewalt leisten, um eine emanzipatorische und kritische Forschung zu fördern. Dafür werde ich verschiedene postkoloniale Ansätze zur Überwindung epistemischer Gewalt sichten und analysieren. Zur Beantwortung meiner Forschungsfragen werde ich vier Schlüsseltexte heranziehen, die sich zum Ziel gesetzt haben, epistemische Gewalt zu überwinden und diese mit einer Heuristik analysieren, die ich aus den Prinzipien der transformativen Gerechtigkeit entwickelt habe. Die Texte sind breit rezipierte Werke, die sich mit der Überwindung epistemischer Gewalt beschäftigen und die zudem grundlegende Verständnisse bezüglich beispielsweise Gewalt und Transformation mit der transformativen Gerechtigkeit teilen (siehe dazu auch Kapitel 5.1).

Die Texte, die ich für meine Analyse ausgewählt habe, sind das Kapitel „UnDoing Epistemic Violence“ von Brunner (2020) aus ihrem Buch „Epistemische Gewalt - Wissen und

Herrschaft in der kolonialen Moderne“, die „Charter of Decolonial Research Ethics“ von Decoloniality Europe (2013), das Kapitel „Decolonizing the University“ von (Santos 2019) aus dem Sammelband „Knowledges born in the struggle: Constructing the epistemologies of the global south“ von Santos/Meneses (2019) und den Artikel „Decolonizing Post-Colonial Studies and Paradigms of Political-Economy: Transmodernity, Decolonial Thinking, and Global Coloniality“ von Grosfoguel (2011). Ich werde den Kontext der Texte in Kapitel 6 meiner Masterarbeit ausführlich vorstellen.

Durch die Analyse dieser Texte möchte ich verstehen und interpretieren, wie in der postkolonialen Forschung epistemische Gewalt überwunden werden soll. Diese Erkenntnisse nutze ich dann wiederum, um konkrete Handlungsempfehlungen zu entwickeln, die postkoloniale Ansätze mit denen der transformativen Gerechtigkeit verbinden und so Impulse für eine emanzipatorische und transformative Wissenschaftspraxis liefern.

Durch meine Masterarbeit möchte ich außerdem an Literatur anschließen, welche die Einbindung von (Erfahrungs-) Wissen emanzipatorischer und selbstorganisierter Bewegungen in akademischen Debatten fördert. So leistet die Masterarbeit einen Beitrag zu den Diskussionen rund um transformative Gerechtigkeit, da sie ein Beispiel dafür ist, wie das Konzept auch über die Bekämpfung von interpersoneller Gewalt heraus verstanden werden kann. Sie zeigt, dass die Prinzipien einer Praxis, die gegen sexualisierte Gewalt kämpft, Raum für transformative Herangehensweisen an Bildung, Wissen und für soziale Gerechtigkeit eröffnet.

Meine Masterarbeit richtet sich vor allem an Menschen, die sich im Feld der kritischen Sozialwissenschaften verorten und sich mit jeglichen Fragen von Diskriminierung und Ungerechtigkeiten beschäftigen. Dies trifft insbesondere auf die Entwicklungsforschung zu, in der verschiedene Unterdrückungs- und Machtasymmetrien gleichzeitig wirken.

Meine Masterarbeit eröffnet neue, kritische Perspektiven, damit Forschende sich, ihre Rolle und ihre Forschungspraxis kritisch reflektieren können. Zudem gibt sie „Beforschten“ konkrete Schritte an die Hand, um ihre Position zu stärken und ihre Perspektiven zu schützen. Darin stellt sie vor allem die Frage, inwiefern Wissensproduktion sowohl Möglichkeiten als auch Verantwortung mit sich bringt, gegen globale Ungerechtigkeitsstrukturen und epistemische Gewalt vorzugehen.

1.4 Reflexion und eigener Bezug

Besonders im Rahmen einer Masterarbeit, die sich mit Ausschlüssen, Macht und epistemischer Gewalt beschäftigt ist es mir wichtig, meinen Bezug, Positionierung und Privilegien als *weiße*, deutsche Frau mit Klassenprivilegien zu reflektieren. Ich habe seit mehreren Jahren selbst TG-Prozesse in verschiedenen Rollen begleitet und werde im Rahmen der Masterarbeit auch die daraus gewonnenen Perspektiven mit einfließen lassen. Meine Perspektive und mein Wissen über transformative Gerechtigkeit sind vor allem von Praktiken und Debatten in Deutschland, Österreich, der Schweiz und den USA geprägt. Mir ist es wichtig, nicht für verschiedenste Menschengruppen zu sprechen, die von epistemischer Gewalt betroffen sind, sondern mit meiner Masterarbeit einen Fokus darauf zu legen, wie Wissensproduktionsprozesse gemeinsam so gestaltet werden können, dass ihre Bedürfnisse zentral und als Ausgangspunkt von Forschung verstanden und behandelt werden.

Mein Verständnis von Wissen und Wissensproduktion ist von der Entwicklungsforschung geprägt. Das bedeutet, dass ich Forschung als interaktiven Prozess verstehe, der immer von der eigenen Biografie, Weltanschauung, Sprache, Kultur, Geschlecht, Klasse und Nationalität beeinflusst ist. Damit gehen auch verschiedene Bewertungen einher, die Forschende in ihrem Forschungsprozess vornehmen. Das kann sich zum Beispiel schon im Forschungsinteresse widerspiegeln: Wieso interessiert mich genau diese Fragestellung und genau dieser Kontext? Was für Vorannahmen und Geschichten stehen dahinter? Von wem wurden mir diese vermittelt? Diese dahinter liegenden Strukturen sorgen dafür, dass es kein wertfreies, objektives wissenschaftliches Arbeiten gibt (vgl. Dannecker/Englert 2014, S. 7).

Ein Teil von Macht in der Wissenschaft sind Begrifflichkeiten. Für die Gegenüberstellung von Forschenden und den Menschen, deren Erfahrungen Bestandteil der Forschung sind, gibt es verschiedene Bezeichnungen. Einige verwenden Forscher*innen und Beforschte, eine Bezeichnung, in der für mich eine starke Passivität der Beforschten mitschwingt. Im Rahmen meiner Masterarbeit orientiere ich mich an den Begriffen von Novy/Howorka (2014). Sie unterscheiden zwischen Theoretiker*innen und Praktiker*innen. Diese Trennung betont für mich vor allem die unterschiedliche Positionierung in wissenschaftlichen Institutionen, die ich für Fragen von Macht und Verantwortung in der Wissenschaft als zentral empfinde. Theoretiker*innen verstehe ich somit als Menschen mit einem theoretischen Erkenntnisinteresse, die in akademische Institutionen eingebunden und damit im Rahmen eines Forschungsprozesses in einer machtvollen und privilegierten Position sind. Die Praktiker*innen

auf der anderen Seite sind die Menschen, deren Lebensrealität Gegenstand der Forschung sein soll, die institutionell nicht auf die gleiche Art und Weise verankert sind und damit weniger Macht im Forschungsprozess haben, deren Wissen und Erfahrung jedoch in Bezug auf die Praxis deutlich umfangreicher als das der Theoretiker*innen ist, beziehungsweise sein kann. Diese Begriffe ermöglichen eine Betrachtung der verschiedenen Rollen mit ihren Stärken und damit Möglichkeiten der gegenseitigen Bereicherung und Verzahnung.

1.5 Aufbau

Im Anschluss an die Einleitung stelle ich den theoretischen Analyserahmen der vorliegenden Forschungsarbeit vor (Kapitel 2). Darauf aufbauend erläutere ich das Konzept der transformativen Gerechtigkeit und dessen Grundsätze nach Generation FIVE (2007), welche im Folgenden die Basis meiner Analyse bilden (Kapitel 3). Danach stelle ich den aktuellen Forschungsstand (Kapitel 4) und mein methodisches Vorgehen vor (Kapitel 5). Das sechste Kapitel führt den Kontext und grundlegende Perspektiven der Texte aus, die meiner Analyse zugrunde liegen. Im Analyseteil meiner Masterarbeit (Kapitel 7) analysiere ich anhand dieser Texte, wie in der postkolonialen Forschung epistemische Gewalt überwunden werden kann. Im achten Kapitel erweitere ich die Ansätze der postkolonialen Forschung zur Überwindung epistemischer Gewalt durch Aspekte der transformativen Gerechtigkeit und diskutiere die Grenzen zum einen dieser Übertragung und zum anderen der Überwindbarkeit epistemischer Gewalt im Allgemeinen. Abschließend fasse ich meine Erkenntnisse in einem Fazit zusammen.

2 Theoretischer Analyserahmen

Das theoretische Grundverständnis meiner Masterarbeit baut sowohl auf einem postkolonialen als auch intersektionalen Theorieverständnis auf. Intersektionalität ist ein theoretisches Konzept, das vor allem von politischen und theoretischen Bewegungen von Schwarzen, jüdischen, migrantischen und lesbischen Feminist*innen stammt (Klapeer 2014, S. 57 f.). Intersektionalität meint, dass verschiedene Diskriminierungen nicht voneinander getrennt oder additiv betrachten werden können, sondern in ihren Überschneidungen und in dem, wie sie sich gegenseitig bedingen (ebd.). Das bedeutet zum Beispiel, dass nicht alle Menschen, die von Sexismus betroffen sind, diese Unterdrückung auf die gleiche Art und Weise erleben und dass die Erfahrung von Schwarzen Frauen nicht in ihrer Vollständigkeit erfasst werden kann, indem rassistische und sexistische Diskriminierung getrennt voneinander analysiert werden.

In meiner Masterarbeit ist Intersektionalität von zentraler Bedeutung. Meiner Analyse liegt ein Blick auf historische und globale Machtasymmetrien zugrunde, die bis heute intersektional Ausschlüsse und Hegemonie (re)produzieren, wie zum Beispiel Rassismus, Kolonialismus, Sexismus und Queerfeindlichkeit (vgl. Brunner (2020, S. 9 ff.) Grosfoguel (2013)).

Zudem verortet sich meine Masterarbeit in der Transdisziplinarität. Transdisziplinarität bedeutet, dass verschiedene wissenschaftliche Disziplinen sowie nicht-akademisches Wissen in Forschungsprozesse mit einbezogen und verbunden werden (Novy/Howorka 2014). Transdisziplinarität betont die Wichtigkeit, verschiedene Arten von Wissen und Wissensformen einzubinden und disziplinäre, wie auch institutionalisierte Grenzen der Wissenschaft aktiv zu hinterfragen und zu erweitern. Dies ist ebenfalls eine Forderung zur Überwindung epistemischer Gewalt, da epistemische Gewalt mit der Unsichtbarmachung und dem Ausschluss vom Wissen vieler Menschen in akademischen Diskursen einhergeht.

In meiner Masterarbeit bringe ich transdisziplinäre Perspektiven vor allem in Bezug auf transformative Gerechtigkeit ein, indem ich neben wissenschaftlichen Veröffentlichungen auch mit Büchern von betroffenen Personen, Zines¹ oder auch Videos arbeite. Zudem ist meine Masterarbeit transdisziplinär, da die Praxis und die Grundlagen der transformativen Gerechtigkeit nicht der Wissenschaft entstammen, sondern von sozialen Bewegungen geprägt werden.

¹Zines ist die Kurzform von Magazinen. Diese sind kleine Hefte, die soziale Bewegungen und politische Gruppen selbst veröffentlichen und so ihr Wissen und ihre Perspektiven anderen zugänglich machen.

2.1 Feministische und postkoloniale Theorie

Postkoloniale Theorie beschreibt, wie das als fortschrittlich bewertete westliche Zivilisationsmodell, wie alle Zivilisationen, auf epistemischen und ontologischen Grundverständnissen basiert, die tief mit kulturellen Mythen verwoben sind. So ist das westliche Modell beispielsweise davon gekennzeichnet, dass Unterschiede in Bezug auf Hautfarbe, Herkunft, Gender und „Entwicklung“ bewertet und hierarchisiert werden. Zudem zeichnet das westliche Zivilisationsmodell eine ökonomische, politische und militärische Dominanz über nicht westliche Gebiete aus (Escobar 2019a, S. 121). Westliche Ökonomien sind von Kapitalismus und Liberalismus geprägt, von Säkularisierung, Besitz, und einer instrumentalen Rationalität (ebd.)(eigene Übersetzung). Postkoloniale Theorien betonen, dass sich diese Grundannahmen ebenfalls in der Wissensproduktion wiederfinden. So wird Menschen in „weniger entwickelten“ Gebieten der Welt beispielsweise eine „Rückständigkeit“ in ihrem Wissen zugeschrieben. Ihre Lebensrealitäten werden erforscht mit der Grundannahme, dass sie „anders“ als die westliche Moderne sind (*Othering*) (vgl. Wulf 2006). Wissen ist an das Konstrukt der Moderne und den damit verbundenen Binaritäten verbunden. All das bringt epistemische Gewalt nicht nur hervor, sondern reproduziert sie auch.

Laut Mignolo (2007) braucht westliche Modernität nicht-westliche Kolonialität als dialektischen Gegenpart. Die Logik der Kolonialität basiert auf den gleichen wissenschaftlichen Klassifizierungen wie Rassismus und wurde bis Ende des 20. Jahrhundert durch den Westen weltweit verbreitet (ebd., S. 480). Modernität ist dabei ein europäisches Phänomen, das in einer dialektischen Beziehung zu dem nicht-europäischen Anderen steht (ebd., S. 457). Die daraus erwachsende, westliche Basis der Wissenschaft bezeichnet Mignolo als unausweichlich und gleichzeitig höchst eingeschränkt und gefährlich (ebd., S. 455). Wenn Modernität als rein europäisch verstanden wird, bedeutet das auch, dass die Emanzipation von Nicht-Europäer*innen in Europa und den USA geplant und durchgeführt werden müsste (ebd., S. 457). Das würde für den Kontext der Wissenschaft implizieren, dass Nicht-Europäer*innen in den USA und Europa ausgebildet werden müssten, um Teil von moderner Wissenschaft und Wissensproduktion sein zu können - wenn überhaupt.

Postkoloniale sowie feministische Theorien beschrieben eine enge Verwobenheit von Wissen und Macht, die grundlegend durch Kolonialismus und den damit einhergehenden Verständnissen von Modernität geprägt wurde. Modernität wird als Gegenüberstellung zum kolonialen „Anderen“ verstanden, wodurch verschiedene machtvollen Binaritäten erschaffen werden, die nicht nur kolonial rassistisch, sondern ebenfalls vergeschlechtlicht sind (Paulson

2016, S. 402). Die westliche Moderne prägt dabei nicht nur Diskurse um Entwicklung und Fortschritt, sondern auch akademisches Wissen und Wissensproduktion. Dieses Wissen liefert die „rationale“ Begründung für die Vorherrschaft von wohlhabenden, *weißen*, christlichen Männern und prägt nicht nur wissenschaftliche und gesellschaftliche Diskurse, sondern ist zudem tief in Institutionen verankert (Paulson 2016, S. 402 f.). Die Verbreitung dieser Vorherrschaft wurde nach Ende der Kolonialzeit durch neokoloniale Globalisierungsprozesse und internationale Entwicklungsprogramme fortgeführt und prägt bis heute Wissenschaft und Wissensproduktion (ebd.).

In der Wissenschaft findet sich die *weiße*, westliche und heteronormative Vorherrschaft darin wieder, dass dominante Perspektiven zur Norm erklärt und nicht als eine von vielen Perspektiven eingeordnet werden (ebd., S. 404). So wird beispielsweise die männliche Perspektive stellvertretend für die aller Menschen betrachtet; steht zum Beispiel die Realität von Schwarzen Menschen im Fokus, dann ist es die von Schwarzen, heterosexuellen Männern (ebd.). Dadurch entsteht eine Wissenschaft, welche die Perspektive von gesellschaftlich Mächtigeren als Norm und die darauf basierenden Erkenntnisse als universell und zur objektiven Wahrheit erklärt. Das macht viele Perspektiven in der Wissenschaft unsichtbar, oder erklärt ihr Wissen für nicht wissenschaftlich (relevant) - es produziert folglich epistemische Gewalt. Kritische Wissenschaften sowie feministische und postkoloniale Theorien versuchen, unsichtbar gemachte Realitäten sichtbar zu machen und zu erforschen. Gleichzeitig kritisiert Paulson (ebd.), dass die kritische Wissenschaft sich dann nicht ebenfalls mit dem *weißen*, heterosexuellen Mann beschäftigt und ihn nicht auch in Bezug auf Race, Gender und Sexualität betrachtet (ebd., S. 404). Damit werde der systemische Charakter von intersektional überlappenden gesellschaftlichen Systemen weniger greifbar (ebd.).

Dualismen kreieren radikale Ausgrenzung, indem sie die dominante in Abgrenzung zur untergeordneten Gruppe konstruieren, wozu Gemeinsamkeiten möglichst gering gehalten und Unterschiede hervorgehoben werden müssen (Plumwood 2003, S. 54). Außerdem haben Dualismen eine Funktion von Homogenisierung und Stereotypisierung (ebd., S. 55). Dabei wird die untergeordnete Gruppe als eine homogene Masse konstruiert, die sich im Vergleich zur dominanten Gruppe durch die gleichen Arten von Mängeln auszeichnet und in ihrer „Einfachheit“ leicht zu greifen ist (ebd.). Homogenisierung und Dualismen kreieren durch ihr Zusammenspiel Polarisierung, also die Zuweisung von Wertigkeiten und Gegensätzlichkeiten („Wir versus die Anderen“) (ebd.). „Den Anderen“ wird dabei eine eigene Wirksamkeit abgesprochen, und ihre Abhängigkeit von der dominanten Gruppe wird unsichtbar

gemacht (Plumwood 2003, S. 56 f.). Dies passiert zum Beispiel dadurch, dass Fähigkeiten der untergeordneten Gruppe in den Hintergrund gerückt, abgesprochen oder naturalisiert werden (Als Beispiel wäre die Aussage „Frauen sind von Natur aus einfühlsamer und aufmerksamer“ zu nennen) (vgl. ebd., S. 57).

Eine weitere Folge von Dualismen ist laut Plumwood die Forderung nach Assimilierung oder Eingliederung (ebd.). Damit beschreibt sie, dass die Eigenschaften der untergeordneten Gruppe als Abweichungen von den Eigenschaften der dominanten Gruppe definiert werden und diese Unterschiede nicht als reine Unterschiede verstanden, sondern als Begründung von Minderwertigkeit instrumentalisiert werden (ebd., S. 58). Der letzte Effekt von Dualismen, den die Autorin aufzählt, ist die Instrumentalisierung (ebd., S. 59). Dabei wird die untergeordnete durch die dominante Gruppe auf ihren Nutzen für die dominante Gruppe reduziert, es wird ihr nicht ermöglicht, ihre eigene Bedeutung und Rolle zu wählen (ebd.).

Das Bild von Modernität ist zentral mit dem Konzept der Rationalität verbunden. Modernität und Rationalität erschaffen ein westliches Bild von Fortschritt durch Neutralität, durch Entsubjektivierung, durch die Befreiung von Emotionen und Beziehungen („Ich denke, also bin ich“) (Plumwood 1991). Plumwood (ebd.) betont, wie diese Rationalität eine zentrale Rolle in der Unterdrückung von Frauen, Indigenen und der Natur spielt und beschreibt das transformative Potenzial von Beziehungen. Die Abwertung von holistischen Konzepten von Mensch und Natur verbindet sie mit europäischer Hegemonie und dem damit einhergehenden Rassismus und Kolonialismus (vgl. ebd., S. 9).

Die Überwindung dieser Hegemonie und den damit verbundenen Konstrukten ist sehr komplex und braucht eine radikale Umstrukturierung von Macht. So zitiert Mignolo (2007) Fanon, dass die Dekolonisierung nur gelingen kann, wenn sie von der Perspektive der „Verdammten“ ausgehe, jedoch sowohl Kolonisator*innen als auch Kolonialiserte mit einbeziehe (Fanon (1952), zitiert nach Mignolo (2007, S. 458)). Ansonsten würde die Machtasymmetrie nicht aufgebrochen werden (ebd.).

Die Ökofeministin Plumwood (1991) kritisiert auch den Begriff des „Rechtes“, also des Gedankens, dass Menschen das Recht auf etwas haben (ebd., S. 8). Sie verbindet Recht mit der öffentlichen Sphäre des Maskulinen, mit der Betonung auf Trennung, Autonomie, Begründung und Abstraktion (ebd.). Sie fordert, Rechte vom „Zentrum der moralischen Bühne“ zu entfernen, und die Aufmerksamkeit auf andere Konzepte zu lenken, die weniger dualistisch sind (ebd., S. 8 f.)(eigene Übersetzung). Sie schlägt vor, stattdessen Werte wie Re-

spekt, Sympathie, Fürsorge, Empathie, Dankbarkeit und Freund*innenschaft ins Zentrum zu rücken (Plumwood 1991, S. 8 f.).

2.2 Verbindungen von postkolonialer, feministischer Theorie und transformativer Gerechtigkeit

Die Kolonialität der Macht ist laut Mignolo (2007) ein zentraler Ansatzpunkt für die Dekolonisierung und Befreiung. Um dies zu erreichen, ginge es darum, zum Verstummen gebrachte Geschichten, Subjektivitäten, subalternisiertes Wissen und Sprachen zu rekonstruieren und restituieren (Mignolo 2007, S. 451, 487). Diese Forderungen schließen an das Transformationsverständnis der TG an, wonach sowohl die von Gewalt betroffene Person als auch diejenigen, die sie ausüben, in den Transformationsprozess miteinbezogen werden müssen (Awarenetz und IGNITE! 2021). Jedoch betont der Grundsatz der Machtverlagerung (s. Kapitel 3.3.2), dass der Ausgangspunkt der Aufarbeitung bei den Perspektiven und den Bedürfnissen betroffener Personen liegen muss und der Sichtbarmachung ihrer Erfahrungen eine zentrale Rolle zukommt (Generation FIVE 2007), ähnlich wie Fanon (1952) dies fordert.

Plumwood (1991, 2003) kritisiert die mit dem Konzept von Modernität verbundenen dualistischen Konzepte, wie Rationalität, Entwicklung, oder auch binäre Verständnisse von Geschlecht. Die Logik von Dualismen und Rationalität findet sich ebenfalls im modernen Strafsystem wieder, persönliche Beziehungen und Bedürfnisse werden in die Rechtsprechung kaum mit einbezogen und es herrscht ein Dualismus von schuldig / böse und unschuldig / gut. Diese Dualismen haben unter anderem einen Ursprung in katholischen Glaubenssystemen (Awarenetz und IGNITE! 2021, S. 17), die über den Kolonialismus verbreitet wurden. Demnach müssen Menschen, die Gewalt ausgeübt haben, bestraft und unter Umständen eingesperrt werden. Das Strafmaß orientiert sich dabei vorrangig an fixierten Paragraphen und erst zweitrangig an den Menschen und ihren Geschichten. Die Bedürfnisse der von Gewalt betroffenen Person sind nicht Ausgangspunkt für Verurteilungen oder Freisprechungen, sondern die Schwere des Regelübertritts der gewaltausübenden Person. Nach einer Bestrafung oder Freisprechung werden sowohl gewaltausübende als auch betroffene Menschen mit der Aufarbeitung der Gewalt allein gelassen. Wie die feministische Theorie kritisiert transformative Gerechtigkeit diese Dualismen und betont die zentrale Rolle von Beziehungen und gegenseitiger Fürsorge für die Prävention und Aufarbeitung von Gewalt (ebd.). Die Forderung, gegenseitige Fürsorge und Beziehungen ins Zentrum zu rücken, findet sich ebenfalls in feministischer Forschung und einem feministischen Verständnis von Transfor-

mation wieder (vgl. Plumwood 1991, S. 7). „Relationships are not something extrinsic to who we are, not an 'add on' feature of human nature; they play an essential role in shaping what it is to be human" (Warren 1990, S. 143).

Die Kritik von Plumwood (1991) an Binaritäten, sowie die Hervorhebung des Transformationspotenzials durch Beziehungen spiegeln ebenfalls wichtige Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit wider. Um Beziehungen und gegenseitige Fürsorge zu ermöglichen, sei es wichtig, die Verbindungen und Beziehungen zwischen Menschen zu nutzen, jedoch auch klare Grenzen zu ziehen und andere nicht nur als Projektion oder als Fortsetzung seiner selbst zu sehen (vgl. ebd., S. 14): „Enable a rejection of dualism, [...] without denying the independence or distinguishability of the other" (ebd.). Diese Distanz ist im Kontext von transformativer Gerechtigkeit wichtig, um sich gegenseitig zur Verantwortung ziehen zu können, wenn Gewalt passiert ist, und auch verschiedenen Positionierungen und Privilegien darin Rechnung zu tragen. Dabei geht es weder darum, Menschen als Individuen anzuprangern und dabei nicht die Rolle des Umfeldes zu betrachten, noch sie vollständig aus der Verantwortung für sich und für ihr Handeln zu entlassen und sie nur als Produkt ihrer Prägungen und ihres Umfelds zu sehen. Im Konzept der TG ist dabei ein zentraler Ansatz, den systemischen Charakter von Gewalt mit in den Blick zu nehmen und nicht nur betroffene, sondern auch Gewalt ausübende Personen zu unterstützen und beispielsweise die Rolle von Privilegien und den daraus entstehenden Unsichtbarkeiten gemeinsam zu bearbeiten (Generation FIVE 2007).

Feministische Theorie verbindet die Abwertung von Beziehungen und Emotionen mit der Ablehnung von „Weiblichkeit" in patriarchalen Gesellschaften (vgl. Plumwood 1991, S. 5, 17). Ihr gegenüber steht die „Männlichkeit", und die damit verbundene Aufwertung von Neutralität und Rationalität (vgl. ebd.). Weibliche Emotionalität wird als unzuverlässig, unglaubwürdig und moralisch irrelevant abgetan, die von einer überlegenen (männlichen) Rationalität dominiert werden soll (vgl. ebd.). Dichotomien polarisieren Unterschiede, konstruieren Überlegenheit und minimieren Gemeinsamkeiten, die Nähe, gegenseitige Begegnung und Fürsorge ermöglichen können - und somit ein Aufbrechen von Unterdrückung und Gewalt (vgl. ebd.).

Diese Dynamik ist oft ein Problem im Kontext von patriarchaler Gewalt und damit ebenfalls im Kontext der transformativen Gerechtigkeit. Denn durch das Abtun von Emotionen und Beziehungen werden Erfahrungen und auch Grenzen abgesprochen. Zudem verursacht die

konstruierte Binarität, dass manche Handlungen als nicht „männlich“ abgetan werden, wie das Besprechen von Unsicherheiten, dem Fragen nach Konsens beim Sex und damit die Vermeidung von potenziellen Übergriffen.

Feministische Theorie beschreibt, dass unser Verhalten, unsere gewählten Rollen und Muster abhängig von der Umgebung sind, in der wir uns bewegen (Paulson 2016, S. 395 ff.). TG betont im Zuge dessen, dass ebendiese Muster verlernt werden können, indem sich die Umgebung transformiert. Persönliche Transformation, so die Annahme, kann nur gemeinsam mit einem kollektiven (Ver-)Lernen einhergehen (Generation FIVE 2007).

Insgesamt teilt transformative Gerechtigkeit mit postkolonialen und feministischen Theorien somit die Kritik an verschiedenen unterdrückenden Machtsystemen, Homogenisierungen, struktureller Ungleichheit und die Analyse, dass es keine Räume gibt, die davon frei sind (Awarenetz und IGNITE! 2021; Brazzell 2017; Mignolo 2007). Aufgrund dieser gewaltvollen Strukturen erwächst eine gemeinsame Verantwortung für eine Transformation dieser Strukturen (Brazzell 2017; Brunner 2020). Dies soll durch das Aufbrechen von Binaritäten und Rationalisierungen geschehen und somit Platz für verschiedene Realitäten, Emotionen und Bedürfnisse schaffen (Generation FIVE 2007; Plumwood 1991). Dafür sollen vertrauensvolle Beziehungen und Verbindungen ins Zentrum gerückt werden - ausgehend von der Perspektive und den Bedürfnissen der von Gewalt betroffenen Personen (Awarenetz und IGNITE! 2021; Brazzell 2017; Decoloniality Europe 2013).

3 Transformative Gerechtigkeit

Transformative Gerechtigkeit ist eine Praxis, bei der es darum geht, auf Verletzungen und Gewalt zu reagieren, ohne dass es zu neuen Verletzungen und Gewalt kommt (Brazzell 2017). Die Aufarbeitung von Gewalt nimmt dafür die Strukturen und Konditionen in den Blick, in denen Gewalt entsteht und versucht diese zu transformieren (ebd.). Der Ausgangspunkt ist dabei, Menschen als gemeinschaftliche Wesen zu begreifen: Menschen stehen in Beziehungen zueinander und diese Beziehungen können zum einen Gewalt Raum geben und verstärken, können aber ebenfalls genutzt werden, um gewaltvolle Muster zu durchbrechen und zu verlernen (ebd.). Die Ziele sind kollektive Befreiung, Heilung und Verantwortungsübernahme für gewaltausübende Personen, betroffene Personen und Gemeinschaften zu ermöglichen sowie gesellschaftliche Veränderung zu bewirken (ebd.). Die folgende Abbildung bildet diese vier Ebenen der transformativen Gerechtigkeit grafisch ab:



Abbildung 3.1: Ziele der transformativen Gerechtigkeit nach Generation FIVE (ebd.), eigene Darstellung

Gewalt wird in der transformativen Gerechtigkeit als systemisch und strukturell verstanden (Barrie 2020, S. 74). Das bedeutet, dass Gewalt und Verletzungen nicht von „bösen“ Menschen ausgehen, sondern dass Menschen sich in Situationen gewaltvoll verhalten und dies nicht in einem Vakuum geschieht, sondern eng mit ihren Umgebungen und gesellschaft-

lichen Machtstrukturen verwoben ist. Daraus resultiert ein nuanciertes Gewaltverständnis, das Raum für Veränderung lässt. Denn wenn das Umfeld eine zentrale Rolle in der Entstehung und Reproduktion von Gewalt hat, hat sie auch eine zentrale Rolle im Aufbrechen von gewaltvollen Mustern und Verhaltensweisen.

Der Ursprung der transformativen Gerechtigkeit liegt in der Bekämpfung sexualisierter Gewalt. Diese ist zudem oft eng mit rassistischer Gewalt verwoben, indem zum Beispiel Gewalt gegen Frauen als Vorwand genutzt wird, um Asylpolitik zu verschärfen und rassistische Polizeikontrollen zu rechtfertigen (Awarenetz und IGNITE! 2021, S. 9). Transformative Gerechtigkeit ist unter anderem deshalb in seinen Ursprüngen eng mit der Bewegung für die Abschaffung von Gefängnissen in den USA verbunden. Gefängnissysteme setzen oft gesellschaftliche Gewalt fort, indem marginalisierte Gruppen, zum Beispiel queere Menschen und Schwarze Menschen, besonders gefährdet sind, einen Teil ihres Lebens in Gefangenschaft zu verbringen (Barrie 2020, S. 69). Außerdem gibt es Studien, die belegen, dass Gefängnissysteme Zyklen von Gewalt nicht unterbrechen und dass viele Gefangene selbst Gewalt erfahren haben (ebd.).

Eine weitere fundamentale Kritik am Gefängnis- und Strafsystem besteht darin, dass nicht-weiße Menschen und auch trans*¹- Personen in der US-Amerikanischen Gefängnispopulation überrepräsentiert sind, und diese Gruppen unverhältnismäßig viel Repressionen und staatlicher Gewalt ausgesetzt sind. Damit ist der Gang zur Polizei für diese Gruppen oft nicht mit Unterstützung und Heilung, sondern mit rassistischer und queerfeindlicher Gewalt verbunden (ebd., S. 70).

Ferner bedeutet ein Gang zur Justiz für zum Beispiel von sexualisierter Gewalt betroffene Personen, dass sie das, was ihnen geschehen ist, beweisen müssen und detaillierten Fragen ausgesetzt sind. Im Laufe des Gerichtsprozesses wird dann von einem Gericht entschieden, welche Strafe die gewaltausübende Person bekommen soll, die Bedürfnissen der betroffenen Person sind dabei zweitrangig. Vielen betroffenen Personen geht es vor allem darum, dass die gewaltausübende Person versteht, was sie ausgelöst hat und an sich arbeitet, damit diese Gewalt nicht wieder passiert (ebd.). Dafür gibt es jedoch kaum Strukturen und erst recht keine langfristigen Sicherheiten im Justiz- und Strafsystem.

Somit bedeutet für viele Menschen unser Straf- und Justizsystem eine Fortsetzung von Gewalt - für betroffene Personen, für gewaltausübende Personen und für ihr jeweiliges Umfeld. Aus den Bewegungen gegen partnerschaftliche Gewalt und der Abschaffung von Gefäng-

¹Trans* ist ein Überbegriff für Personen, die sich nicht oder nur teilweise mit dem bei der Geburt eingetragenen Geschlecht identifizieren (Trans*-Inter*-Beratungsstelle n.d.).

nissen hat sich deswegen zwischen den 80er und frühen 2000er Jahren die Praxis der transformativen Gerechtigkeit entwickelt. Das Konzept wurde vor allem von Schwarzen cis² und trans* Frauen in den USA entwickelt (Awarenetz und IGNITE! 2021; Barrie 2020, S. 78). Transformative Gerechtigkeit rückt Bedürfnisse, Strukturen, Gemeinschaft und die nachhaltige Transformation ins Zentrum der Aufarbeitung von Gewalt (Awarenetz und IGNITE! 2021; Barrie 2020, S. 78).

3.1 Geschichte und Konzept

Das Konzept und die Praxis der transformativen Gerechtigkeit haben verschiedene Ursprünge. Dazu zählen die im vorigen Kapitel erläuterte feministische Theorien und Konzepte, sowie Erfahrungen und Gerechtigkeitspraktiken von indigenen Gemeinschaften (First Nations, Maori etc.) auf Turtle Island (auch Nordamerika genannt) oder Aotearoa (auch Neuseeland genannt) (Awarenetz und IGNITE! 2021, S. 12). Verschiedene indigene Gemeinschaften prägen ebenfalls die Praxis der restaurativen Gerechtigkeit, die von vielen als ein Vorgänger von transformativer Gerechtigkeit verstanden wird (Barrie 2020; brown u. a. 2020-03-11; Nocella/Anthony 2011, S. 75).

Bei restaurativer Gerechtigkeit wird die verletzte Beziehung zwischen der von Gewalt betroffenen und der Gewalt ausübenden Person ins Zentrum gestellt (Barrie 2020, S. 75). Die gewaltausübende Person wird dabei in die Verantwortung genommen, die entstandenen Verletzungen wieder gut zu machen (ebd.). Die Bedürfnisse der betroffenen Person sowie der Effekt der Gewalt auf die Gemeinschaft werden auch hier als zentral angesehen (ebd.). In restaurativen Gerechtigkeitsprozessen geht es um das Wiederherstellen von Sicherheit, von Beziehungen und der Gemeinschaft (ebd.).

Restaurative Gerechtigkeit findet teilweise innerhalb von Straf- und Justizsystemen Anwendung und betont weniger die gesellschaftliche Einbettung von Gewalt (ebd., S. 76). Auch ignoriert das Ziel der Wiederherstellung, dass der Zustand, bevor die Gewalt passierte, diese unter Umständen erst ermöglicht hat.

Diese Zielsetzung unterscheidet sich fundamental von jener der transformativen Gerechtigkeit:

„TJ [transformative justice] seeks not to restore relationships, but to transform them and the social conditions within which they operate. Its scope encompasses collective, rather than individual, liberation. Practitioners of TJ want to change the conditions underlying the harm.“ (ebd.)

²Menschen, die sich mit dem bei der Geburt eingetragenen Geschlecht identifizieren, werden als cisgeschlechtlich bezeichnet (Trans*-Inter*-Beratungsstelle n.d.).

„TJ explicitly recognizes that interpersonal forms of violence take place within the context of structural conditions including poverty, racism, sexism, homophobia, ableism, and other systemic forms of violence.” (Kim 2018, S. 227)

Bei transformativer Gerechtigkeit geht es also nicht darum, die Beziehung, wie sie vor der Gewalterfahrung war, wiederherzustellen, sondern es wird davon ausgegangen, dass die Ausgangslage erst ermöglicht hat, dass die Gewalt passieren konnte. Deswegen sind die Transformation von Beziehungsdynamiken, von gewaltvollen Mustern in der Gemeinschaft und der Gesellschaft sowie von verletzenden Verhaltensweisen der gewaltausübenden Person zentrale Ziele.

3.2 Theoretische Begriffe und Grundsätze

Wie in Kapitel 2 beschrieben, ist ein zentraler Bestandteil sowohl von feministischer als auch von Entwicklungsforschung das Aufbrechen von Binaritäten und den damit verbundenen dichotomen Zuschreibungen. Dieser Grundsatz ist ebenfalls ein zentraler Bestandteil von transformativer Gerechtigkeit und findet sich eingebettet in deren Gewaltverständnis wieder. Im Verständnis der transformativen Gerechtigkeit existieren keine gewaltfreien Räume und alle Menschen sind zugleich selbst von Gewalt betroffen und üben sie aus (vgl. Barrie 2020, S. 89). Transformative Gerechtigkeit stellt damit bewusst die Frage nach Kompliz*innenschaft an das Umfeld. Damit wird diese Arbeit eine immerwährende, denn solange es laut dem Gewaltverständnis der TG keine gewaltfreien Räume in einer gewaltvollen Gesellschaft gibt, wird sich das auch in jeglichen Beziehungen widerspiegeln und muss immerwährend aktiv verlernt werden.

Gewalt wird dadurch vom Kern der Person getrennt, es gibt nicht die „bösen Menschen“, die Gewalt ausüben und die „hilflosen Opfer“, die sich nicht dagegen wehren (können). Gewalt wird nicht als Personenbeschreibung und als persönliches Versagen verstanden, sondern betont immer die Situation und das System, worin die Gewalt eingebettet ist (vgl. ebd., S. 73 f.). Deswegen wird im Kontext transformativer Gerechtigkeit normalerweise auch nicht von „dem Opfer“ und „dem*der Täter*in“ gesprochen, sondern stattdessen von der betroffenen und gewaltausübenden Person (Awarenetz und IGNITE! 2021).

Wichtig ist zudem festzuhalten, dass transformative Gerechtigkeitspraktiken sehr vielfältig aussehen. Verschiedene Gruppen und verschiedene Menschen haben in ihren jeweiligen Kontexten unterschiedliche Bedürfnisse und machen verschiedene Erfahrungen - dafür ist in der transformativen Gerechtigkeit Platz.

Ein Begriff, der bei transformativer Gerechtigkeit eine zentrale Rolle spielt, ist der der Gemeinschaft (Englisch: Community). Im Kontext von TG werden als Gemeinschaft der Raum und die Menschen verstanden, die im Falle von Gewalt sowohl zur (Mit-)Verantwortung gezogen werden sowie die Aufarbeitung der Gewalt unterstützen (Barrie 2020, S. 77 f.). Wer zur eigenen Gemeinschaft gehört, ist für viele Menschen nicht klar, gerade wenn es nicht um lose Zusammenschlüsse und Freund*innenschaften geht, sondern um eine nachhaltige Praxis des gemeinsamen Verlernens von gewaltvollen Mustern. Dieses (Ver-)Lernen erfordert ein hohes Maß an Vertrauen ineinander und eine langfristige Beziehungsperspektive. Die Gemeinschaften, in denen TG-Prozesse stattfinden, bestehen zum Teil schon vor einem konkreten Vorfall, können aber auch während oder durch einen Vorfall von Gewalt entstehen. Ein Prozess der kollektiven Verantwortungsübernahme kann Gemeinschaften dabei unterstützen, sichere und nachhaltige Beziehungen aufzubauen und zu pflegen (ebd.). Die der TG zugrunde liegende Haltung ist eine privilegienkritische. Privilegien können dabei als Vorrechte oder Vorteile verstanden werden, die meist von Geburt an bestehen. Privilegien zu haben bedeutet, von verschiedenen gesellschaftlichen Machtstrukturen bevorteilt zu werden. Das bedeutet nicht, dass Menschen, die Privilegien besitzen, nicht auch Schwierigkeiten haben können oder Benachteiligung erfahren (Awarenetz und IGNITE! 2021, S. 7). Im Kontext der TG bedeutet eine privilegienkritische Haltung, dass Menschen ihre Privilegien und die daraus entstehende Macht reflektieren und aktiv aufbrechen sollen. Denn Privilegien sind aus Perspektive der TG immer mit Ausschlüssen und Gewalt verbunden, die sich in der Gesellschaft und in Beziehungen widerspiegeln - und letztlich die Notwendigkeit für transformative Gerechtigkeit hervorrufen.

3.3 Zentrale Prinzipien der TG nach Generation FIVE

Generation FIVE ist eine US-amerikanische Gruppe, deren Ziel es ist, sexuellen Missbrauch an Kindern innerhalb von fünf Generationen zu beenden (Generation FIVE 2007, S. 2). Das soll erreicht werden, indem zum einen Gerechtigkeit für einzelne Vorfälle von Missbrauch hergestellt wird und indem die sozialen Konditionen, welche die Gewalt aufrechterhalten, transformiert werden (ebd.). Die Gruppe arbeitet mit transformativer Gerechtigkeit und beschreibt in ihrer Veröffentlichung „Toward transformative justice: A liberatory approach to child sexual abuse and other forms of intimate and community violence“ ihre Grundprinzipien (ebd.). Diese möchte ich an dieser Stelle erläutern.

3.3.1 Befreiung

Durch transformative Gerechtigkeit soll laut Generation FIVE Befreiung ermöglicht werden, sowohl für Individuen als auch für Gemeinschaften (Generation FIVE 2007, S. 27). Es sollen Beziehungen, Gemeinschaften und eine Gesellschaft erschaffen werden, die von intergenerationaler und kolonialer Gewalt befreit sind (ebd.). Das soll erreicht werden, indem die multiplen, ineinandergreifenden Formen von intimer, gemeinschaftlicher und staatlicher Gewalt adressiert werden (ebd.). Statt staatlichen Antworten auf Gewalt soll von gemeinschaftlichen Institutionen Konditionen für Kooperation, Respekt, Selbstbestimmung und ein gerechter Zugang zu Ressourcen geschaffen werden (ebd.).

3.3.2 Machtverlagerung

Durch transformative Gerechtigkeit soll Macht verlagert und gesellschaftlich gerecht verteilt werden (ebd.). Transformative Gerechtigkeit soll dabei helfen, Macht basierend auf Dominanz, Ausbeutung, Gewalt und Privilegien aufzubrechen und sie stattdessen auf der Basis von Gleichheit, Kooperation und Selbstbestimmung zu teilen (ebd.).

3.3.3 Sicherheit

Im Originaltext benennt Generation FIVE *safety* als zentrales Prinzip der transformativen Gerechtigkeit. Leider ist die deutsche Übersetzung *Sicherheit* nicht spezifisch genug - im Deutschen wird auch *security* mit Sicherheit übersetzt. *Security* betont jedoch im englischen Sprachgebrauch oft institutionalisierte Formen der Sicherheit, wie Sicherheitskräfte, Polizei oder das Militär. Wie zu Beginn des Kapitels beschrieben, stellen diese Formen der institutionalisierten Sicherheit jedoch für viele Bevölkerungsgruppen eine Gefahr dar.

Sicherheit im Kontext der transformativen Gerechtigkeit wird von Generation FIVE im Gegensatz dazu als die Befreiung von aktueller und (be)drohender Gewalt, sowie von Ausbeutung beschrieben (ebd., S. 28). Dabei geht es um eine nachhaltige Sicherheit, Schutz für Betroffene von Gewalt, gemeinschaftliche Normen und Praktiken, die Gewalt aufbrechen und Unterstützung sichern sowie um gemeinsame Verantwortungsübernahme und Solidarität über verschiedene Gruppen und Gemeinschaften hinweg (ebd.).

3.3.4 Verantwortungsübernahme

Verantwortungsübernahme wird von Generation FIVE nicht nur als Weg der Herstellung von Gerechtigkeit verstanden, sondern auch als ein Werkzeug für Transformation (ebd.,

S. 29). Sie beschreiben, dass individuelle und kollektive Verantwortungsübernahme dazu führt, unterdrückende Dynamiken zu transformieren und eigene Visionen von Gerechtigkeit Realität werden zu lassen (Generation FIVE 2007, S. 29). Laut Generation FIVE braucht es für eine erfolgreiche Verantwortungsübernahme sechs Schritte:

1. Anerkennung der Verletzungen, auch wenn sie nicht beabsichtigt waren
2. Anerkennung der negativen Auswirkungen der Gewalt auf Individuen und die Gemeinschaft
3. Angemessene Entschädigungen für die Verletzungen gegenüber den betroffenen Personen und der Gemeinschaft
4. Transformation von Einstellungen und Verhaltensweisen, um weitere Gewalt zu verhindern und zu Befreiung beizutragen
5. Einbinden von Dritten, Individuen zur Verantwortung ziehen, Veränderung von gemeinschaftlichen Institutionen und Konditionen, die Gewalt ermöglichen und aufrechterhalten
6. Bewegungen aufbauen, die soziale Konditionen verändern, um weitere Gewalt zu verhindern und zu Befreiung beitragen (inklusive der Forderung nach Verantwortungsübernahme des Staates für die von ihm ausgehende und geduldete Gewalt)

Damit transformative Gerechtigkeit funktioniert, benötigen Gemeinschaften verschiedene Mechanismen, die Menschen kurz- und langfristig dazu bewegen, Verantwortung zu übernehmen (ebd.). Diese Mechanismen können unter anderem eine geteilte Identität sein, gut funktionierende gemeinschaftliche Beziehungen, Sanktionen, Überwachung der Einhaltung von Vereinbarungen oder auch die Möglichkeit Konsequenzen aufgrund einer Nichteinhaltung dieser Vereinbarungen zu ziehen (ebd.).

3.3.5 Kollektives Handeln

Ein laut Generation FIVE weiterer zentraler Aspekt der transformativen Gerechtigkeit ist das kollektive Handeln, da Gewalt oft dazu führt, dass betroffene Personen isoliert werden (ebd., S. 29 f.). Transformative Gerechtigkeit soll deshalb dafür sorgen, dass Gemeinschaften betroffene Personen aus ihrer Isolation holen und kollektiv für Gerechtigkeit einstehen (ebd.). Diese Gerechtigkeit wird zum einen in Bezug auf den konkreten Vorfall, und zum anderen in Bezug auf die zu transformierenden Strukturen der sozialen Ungerechtigkeit verstanden,

welche Gewalt aufrechterhalten (Generation FIVE 2007, S. 29 f.).

Dieses Prinzip soll Menschen dazu einladen, gemeinsam für transformative Gerechtigkeit aktiv zu werden, auch über geographische und soziale Grenzen hinweg (ebd.). Generation FIVE betont, dass dafür das Entscheidende ein innerhalb der Gemeinschaft geteiltes Verständnis ihrer Praxis, Werte, Vorstellungen, Kultur, eine geteilte politischen Analyse, Erfahrungen, Geschichte, Geografie oder Beziehungen ist (ebd.). Diese Gemeinschaften sollen neben der Praxis der Verantwortungsübernahme einen Schutzraum gegen einen potenziellen emotionalen und politischen Gegenschlag bieten, der durch das Anstoßen von Prozessen der transformativen Gerechtigkeit ausgelöst werden könnte (ebd.).

3.3.6 Anerkennung von Diversität

Generation FIVE fordert, dass die Praxis der transformativen Gerechtigkeit die historischen, kulturellen, geographischen und auf die Bevölkerungsgruppe bezogenen spezifischen Erfahrungen und Bedürfnissen beachtet (ebd., S. 30 f.). Dafür sollen vor allem Menschen, die in einer engen Beziehung zur jeweiligen Gemeinschaft stehen, dazu ermächtigt werden, Führung in der Aufarbeitung von Gewaltvorfällen zu übernehmen, denn sie besitzen die nötigen Einblicke, um Konsequenzen und Potenzial von möglichen Interventionen einschätzen zu können (ebd.).

Auch wenn transformative Gerechtigkeit verschiedene kulturelle Normen herausfordert, betont Generation FIVE, dass das Ziel von TG nicht sei, gesamte Kulturen zurückzuweisen oder sie als moralisch „rückständig“ zu bezeichnen (ebd.). Stattdessen sei das Ziel, jene kulturellen Traditionen, die Gewalt ermöglichen und aufrechterhalten, gemeinsam zu verändern (ebd.).

3.3.7 Nachhaltigkeit

Unter Nachhaltigkeit im Kontext der transformativen Gerechtigkeit versteht Generation FIVE die Schaffung von Interventionen und Strategien, damit Prozesse der Verantwortungsübernahme auch über längere Zeit hinweg nachhaltig gestaltet werden (ebd., S. 31). Dafür müssen Gruppen, die sich in der Arbeit der transformativen Gerechtigkeit engagieren, transparent und bewusst mit Unterstützungsmöglichkeiten und auch deren Grenzen umgehen (ebd.). Zudem sollen sich Gruppen mit den langfristigen Perspektiven und Zielen von transformativer Gerechtigkeit auseinandersetzen, denn dafür braucht es viele Ressourcen, finanzielle, emotionale und politische (ebd.).

4 Forschungsstand

Mit dem Themenkomplex der Überwindung epistemischer Gewalt setzen sich verschiedene Autor*innen aus unterschiedlichen Forschungsdisziplinen auseinander. Zudem diskutieren verschiedene weitere Ansätze das transformative Potenzial von Praktiken sozialer Bewegungen für die Überwindung epistemischer Gewalt. An diese Literatur schließe ich mit meiner Masterarbeit an, um weiterführende Aspekte für das transformative Potenzial postkolonialer Forschung zu eröffnen.

Bisherige Forschung zu epistemischer Gewalt kritisiert als Ausgangspunkt häufig das westliche Verständnis von akademischem Wissen und die damit einhergehenden Selbstverständnisse der Theoretiker*innen (vgl. Brunner 2020; Decoloniality Europe 2013; Grosfoguel 2011). Grosfoguel hebt beispielsweise hervor, dass Wissen als von den eigenen Erfahrungen und Positionierungen der Theoretiker*innen entkoppelt verstanden wird - und damit Machtstrukturen verschleiert (Grosfoguel 2011, S. 8 f.). Diese jedoch sichtbar zu machen und zu reflektieren ist einer der bisherigen Ansätze zur Überwindung epistemischer Gewalt (vgl. Brunner 2020; Decoloniality Europe 2013). So fordert Brunner, dass Theoretiker*innen ihre „Privilegien [...] verlernen und die eigenen epistemischen und moralischen Prämissen einer grundlegenden Kritik [...] unterziehen“ (Brunner 2020, S. 306). Zusätzlich betonen beispielsweise Kothari et al., verkörperte Identitäten wie Gender, Klasse und Race nicht als abstrakte Strukturen zu behandeln, sondern die Materialität der Lebenserfahrungen der Menschen ins Zentrum zu rücken (Kothari u. a. 2019, S. xxxi).

Ein weiterer Ansatz, um epistemische Gewalt zu überwinden, ist die Sichtbarmachung und Dekonstruktion der eurozentristischen Wurzeln von Wissen sowie die Einbindung, Rekonstruktion und Anerkennung von nicht-wissenschaftlichem Wissen (Brunner 2020; Mignolo 2007; Santos 2019, S. 226). Dies betrifft sowohl den Inhalt, die Logik, als auch die Begrifflichkeiten der kolonialen Wissenschaft (Mignolo 2007, S. 459–463).

Ein Theoretiker, der diesen Ansatz sehr geprägt hat, ist Mignolo. Er fordert, dass Wissen bestärkt wird, welches durch epistemische Gewalt nicht eingebunden, sondern unterdrückt wurde - insbesondere Epistemologien außerhalb und an den Grenzen der „Modernität“ (ebd.). Koloniale Erzählungen sollen erweitert werden, indem sie beispielsweise Chroniken der Zivilisationen einbinden, die es vor der Ankunft der Europäer*innen im Globalen Süden gab (ebd., S. 461). Es geht dabei für Mignolo nicht um das Suchen nach „authentischem“ subalternen Wissen, sondern darum, subalterne Perspektiven in der Basis von Wissenssubjektivität einzubinden (ebd., S. 493).

Um epistemische Gewalt nicht zu reproduzieren, fordern verschiedene Theoretiker*innen, dass Wissen mit und aus der Perspektive von nicht-westlichen Praktiker*innen produziert wird, anstelle über sie (Decoloniality Europe 2013; Fals-Borda 1987; Grosfoguel 2011; Santos 2019, S. 3). Dafür werden Theoretiker*innen aufgefordert, Beziehungen zu Praktiker*innen aufzubauen:

„[...] [T]he global crisis is not manageable within the existing institutional frameworks. It is historical and structural, demanding a deep cultural awakening and reorganization of relations both within and between societies around the world, as also between humans and the rest of so-called 'nature' ” (Kothari u. a. 2019, S. xxiii).

„Bei den Anstrengungen von *UnDoing Epistemic Violence* nicht um Handlungsanleitungen für privilegierte Einzelpersonen handelt, sondern um soziale Interaktion und kollektive Artikulation” (Brunner 2020, S. 306)

Diese Interaktion soll gemeinsam von dem globalen Norden, dem globalen Süden und sozialen Kämpfen vorangetrieben werden, wenn auch in verschiedenen Rollen und Verantwortungen - erwachsend aus verschiedenen Privilegien und Positionierungen innerhalb der Wissenschaft (Santos (2019, S. 221, 237), Brunner (2020, S. 299)).

Ein Ziel der Überwindung epistemischer Gewalt liegt darin, den westlichen Wissenskanon zu erweitern und darin Raum für verschiedene Sprachen, Perspektiven, Erfahrungen und Kosmologien zu schaffen (Brunner 2020; Escobar 2019b; Grosfoguel 2011; Santos/Meneses 2019, S. 4, 19). Dafür schlagen postkoloniale Autor*innen unter anderem vor, inter-epistemische Dialoge zu führen und das Wissen von nicht-westlichem kritischen Denker*innen ernst zu nehmen (Boidin/Cohen/Grosfoguel 2012, S. 2). Durch die radikale Neugründung von Denkweisen und die Überwindung von disziplinären Traditionen soll ein offener, kritischer und kosmopolitischer Pluriversalismus geschaffen werden (Boidin/Cohen/Grosfoguel 2012; Brunner 2020; Kothari u. a. 2019; Santos/Meneses 2019, S. 3). Dafür betonen beispielsweise Ashish Kothari et al., dass es dabei nicht nur um ein Konzept geht, sondern um eine kontinuierliche Praxis (Kothari u. a. 2019). Gesellschaftliche Zielvorstellungen seien nicht durch Institutionalisierungen von oben herab zu erreichen, sondern in dem sie immer wieder neu verhandelt, weiterentwickelt und umgesetzt werden (ebd., S. xxxiv): „We envision a world confluence of alternatives, provoking strategies for transition, including small everyday actions, towards a great transformation” (ebd., S. xxviii).

Post- und dekoloniale Theoretiker*innen beschreiben außerdem die Rolle von Begriffen

und Sprache bei der Aufrechterhaltung der westlichen Hegemonie. Deswegen fordern viele von ihnen die Schaffung von neuen Bedeutungen, die Platz für andere Konzepte, Wahrheiten und Verständnisse einräumen (Kothari u. a. 2019; Mignolo 2007). Ein Ansatz dafür ist die Dekonstruktion von Sprache. Beispielsweise Mignolo hält Wissenschaftler*innen dazu an, nicht nach Wörtern zu suchen, die einen Sachverhalt genau erfassen und beschreiben sollen, sondern ein Bewusstsein für das Universum zu entwickeln, in dem das Wort Bedeutung erlangt (Mignolo 2007, S. 476).

Für die Errichtung eines Pluriversums haben beispielsweise die Autor*innen Kothari et al. einen Sammelband veröffentlicht, der eine Reihe kurzer Essays enthält, welche Perspektiven eröffnen, das „Leben zu nähren und zu respektieren“, ohne dem westlichen Konstrukt von „Entwicklung als Fortschritt“ zu folgen (Kothari u. a. 2019, S. xvii)(eigene Übersetzung). Stattdessen sollen Werte wie Vielfalt und Pluralität, Autonomie und Eigenständigkeit, Solidarität und Gegenseitigkeit, Gemeingüter und Kollektivethik, Einssein mit und Rechte an der Natur, Interdependenz, Einfachheit und Genügsamkeit, Inklusivität und Würde, Gerechtigkeit und Gleichheit, Nicht-Hierarchie, Würde der Arbeit, Rechte und Pflichten, Ökologische Nachhaltigkeit, Gewaltlosigkeit und Frieden kultiviert werden (ebd., S. xxix)(eigene Übersetzung).

Einer dieser Essays erläutert eine Philosophie aus Ruanda namens *Agaciro* und das darin enthaltene transformative Potenzial für die Überwindung epistemischer Gewalt (Ndushabandi/Rutazibwa 2019). *Agaciro*, meist übersetzt als „Wertigkeit“, „Würde“ oder „Selbstachtung“ wird als Konzept beschrieben, das auf verschiedene Art und Weise auf Dinge, Menschen oder auch Beziehungen angewandt werden kann (ebd., S. 79). Bei *Agaciro* geht es um das Kreieren von Selbstwert, der über die gegenseitige Wertschätzung in Beziehungen generiert wird (ebd.). Dies impliziert ebenfalls Verantwortungsübernahme für sich selbst und füreinander in einer Gemeinschaft (ebd.). Die Autor*innen des Essays betonen unter anderem die Möglichkeit, *Agaciro* als dekoloniale Philosophie zu nutzen, die epistemologische, normative und ontologische Räume eröffnet (ebd., S. 80). So kann Wissen aus und über den Globalen Süden wieder sichtbar gemacht werden (ebd.). Zudem soll *Agaciro* ein radikales Umdenken bewirken, um über internationale Solidarität nachzudenken, die Würde und Selbstbestimmung ins Zentrum rückt (ebd.).

„At the heart of this idea lies an invitation for constant co-creation, appropriation, subversion, reinterpretation, and negotiation of what the recentering of dignity in domestic and international, communal and intercommunal relations might and should entail. This is a call that transcends the Rwandan context, but a lot can be learnt from the Rwandan experience in this regard.” (ebd., S. 81)

Weitere Ansätze für die Einbindung von subalternem Wissen zur Schaffung eines Pluriversums wurden von Meneses verfasst. Beispielsweise beschäftigt sie sich in ihrem Artikel „Tastes, Aromas and Knowledges“ mit der Einbindung des Wissens von Frauen in hegemonialen Geschichtserzählungen. Dabei bezieht sie sich auf Wissen in Form von Rezepten und stellt die Frage, inwiefern diese Rezepte ein umfassenderes Bild der Geschichte vermitteln können, das über das vorherrschende koloniale imaginäre hinausreicht (Meneses 2019, S. 162). Rezepte seien Teil des den Indischen Ozean umspannenden Wissensnetzwerkes (ebd.). Sie versucht zu verstehen, inwiefern die Beschäftigung mit dem Thema Essen andere Geschichten, kulturelle Kontakte und Prozesse sowie das Hervortreten von anderen Ontologien ermöglicht - ausgehend von der Lebensrealität und den Kämpfen von Frauen (ebd.).

Meneses beschreibt, dass Frauen oft objektivifiziert werden und damit auch zu Körpern ohne Wissen gemacht werden (ebd.): „This epistemic violence, involving the radical exclusion of sensory experiences from modern thinking, has translated into ontological violence, transforming these women into subaltern, silenced non-beings and serving as an example of the impossibility of co-presence on both sides of the abyssal line“ (ebd., S. 167).

Viele Frauen nehmen jedoch zentrale Rollen im Überleben ihrer Familien und in ihren Gemeinschaften ein und verkörpern damit kollektives Wissen und Erfahrungen (vgl. ebd., S. 162). Um dieses Wissen sichtbar zu machen, betont Meneses die Wichtigkeit, Wissen nicht nur als kognitives Phänomen zu begreifen, sondern auch als verkörperte Praxis, die durch verschiedene Sinne erfahren wird (ebd., S. 168). Die Einbindung des Wissens der Frauen könne so dazu beitragen, koloniale Geschichtserzählungen aufzubrechen und zu erweitern:

„Through recipes we can step beyond any colonial representation that denies the contribution of the women of the South; in recipes we can listen to the struggles and reconstruct the archives of knowledges witnessed by women within the circuits of colonial violence, trade relations, and the diaspora“ (ebd., S. 173).

Die Forderung nach einem Pluriversum betrifft nicht nur Fragen des Wissens und der Wissensproduktion, sondern auch Fragen der Weltanschauung. Diesen widmet sich beispielsweise Escobar (2019b). Er verbindet epistemologische mit ontologischen Überlegungen und beschreibt, dass in der modernen Ontologie keine Lösungen für gegenwärtige Probleme mehr zur Verfügung stehen und die daraus entstehende Krise eine Krise der dominanten „Euro-Modernität“ ist (ebd., S. 43). Diese Modernität beschreibt er als kapitalistisch, rationalistisch, liberal, säkular, patriarchal und *weiß* (ebd.). Laut Escobar existieren Alternativen, sie würden jedoch aktiv durch Epistemologie als nicht-existent produziert werden (ebd.,

S. 43 f.). Der Weg aus dieser Krise sei der Übergang in eine Vielzahl von Welten, ein Pluriversum (Escobar 2019b, S. 43): „To think new thoughts, by implication, requires moving out of the epistemic space of Western social theory and into the epistemic configurations associated with the multiple relational ontologies of worlds in struggle” (ebd.).

Diese alternativen Ontologien beschreibt er beispielsweise durch Alternativen zu dem dominanten Verständnis von „Entwicklung” durch Konzepte wie Buen Vivir - einem guten Leben für alle im Einklang mit den Rechten der Natur (vgl. ebd., S. 51). Dualismen und Trennungen, insbesondere zwischen Mensch und Natur, Menschlichkeit und dem Nicht-Menschlichem, dem Individuellen gegenüber dem Gemeinschaftlichen oder auch die Trennung von Körper und Geist sollen darin überwunden werden: „Reflection on relationality re-situates the human within the ceaseless flow of life in which everything is inevitably immersed; it enables us to see ourselves again as part of the stream of life.” (ebd., S. 53)

Die Rolle der Universität in der Reproduktion und potentiellen Überwindung epistemischer Gewalt beschäftigt ebenfalls die post- und dekoloniale Forschung. So diskutiert beispielsweise Grosfoguel gemeinsam mit zwei weiteren Autor*innen die Frage, inwiefern die westliche Universität mit ihren eurozentrischen Wissensstrukturen dekolonisiert werden könnte (Boidin/Cohen/Grosfoguel 2012). Sie beschreiben eine aktuelle Krise der westlichen Universität, ausgelöst unter anderem durch den Druck des Neoliberalismus, der Finanzkrise, des globalen Kapitalismus sowie durch die Erschöpfung des gegenwärtigen akademischen Modells, das im Universalismus der Aufklärung begründet ist (ebd., S. 2).

Santos (2019) spricht ebenfalls über die Universität und ihre Rolle in der Überwindung epistemischer Gewalt. Dabei hebt er vor allem die Verschränkungen von kapitalistischen und kolonialen Strukturen in der Universität hervor. Die Überwindung der kolonialen Universität hänge von der Überwindung der kapitalistischen Universität ab - und andersherum (ebd., S. 221).

Generell spielt in der aktuellen Literatur zur Überwindung epistemischer Gewalt die Betrachtung von sich überschneidenden Machtstrukturen eine zentrale Rolle. So hebt beispielsweise Grosfoguel Rassismus, Sexismus, Kapitalismus, Kolonialismus, Queerfeindlichkeit und die Dominanz des Christentums als Unterdrückungsstrukturen hervor, die für ihre erfolgreiche Überwindung epistemischer Gewalt intersektional gedacht und bekämpft werden müssen (Grosfoguel (2011, S. 13), Boidin/Cohen/Grosfoguel (2012, S. 2)). Das beinhaltet für Grosfoguel nicht nur die Ebene des Epistemischen, sondern auch beispielsweise materielle Forderungen wie eine Umverteilung des Wohlstandes des Nordens in den Süden (Grosfo-

guel 2011, S. 31). So wie Grosfoguel verbindet auch Santos die Überwindung epistemischer Gewalt mit der Überwindung kolonialer und materieller Strukturen und fordert Raum für verschiedene Perspektiven und Arten von Wissen (Santos 2019, S. 221 f., 224).

Zwei der prominentesten Ansätze, um Machthierarchien in der Wissensproduktion aufzubrechen sowie nicht-akademische Formen von Wissen mit einzubeziehen, sind transdisziplinäre Forschung und Participatory Action Research (PAR).

Bei transdisziplinärer Forschung ist das Ziel sowohl disziplinäre Grenzen zu überwinden als auch nicht-akademisches (Alltags-)Wissen in Forschungsprozesse einzubinden (Novy/Howorka 2014). Damit sollen Theorie und Praxis mehr verbunden und komplexe gesellschaftliche Phänomene besser erfasst werden (ebd., S. 21). Dieser Ansatz ist vor allem in der Entwicklungsforschung relevant, da es dort um Themen geht, die eine ganzheitliche und auch systemisch- strukturelle Betrachtung verlangen (ebd.). Laut Novy/Howorka (ebd.) braucht es einen „multiperspektivischen und multi-methodischen Zugang, um Entwicklung als eine Gesamtheit widersprüchlicher Prozesse zu erfassen“ (ebd., S. 21). Das so produzierte Wissen soll sowohl für die Wissenschaft als auch für Nicht-Wissenschaftler*innen relevant sein - es soll „sozial relevantes, kontext-angepasstes Wissen produziert“ werden (ebd., S. 23). Transdisziplinäre Forschung kann vor allem für die Beantwortung von Fragen sinnvoll sein, die unsicher, umstritten und mit potenziell starken Auswirkungen auf die Betroffenen verbunden sind (ebd.). Dadurch soll im Kontext der Entwicklungsforschung zu einer „nachhaltigen, solidarischen und demokratischen Entwicklung“ beigetragen werden (ebd.). Damit dies gelingt, sollen Forschungsprozesse partizipativ gestaltet sein - angefangen mit der Problemidentifikation (ebd., S. 26). Ziele und Arbeitsweise sollen gemeinsam auf Augenhöhe entwickelt und ausgehandelt und die Rechte und Pflichten aller Beteiligten festgelegt werden (ebd., S. 27). Dabei sind Machtgefälle und Verständigungsprozesse regelmäßig zu reflektieren, um sicherzustellen, dass sich alle gleichermaßen verständlich machen und gehört werden können (ebd., S. 29). Dies erfordert „eine Lern- und Forschungshaltung, die auf Dialog und Respekt basiert und die eigenen Vorurteile und eingeübten Rollen reflektiert“ (ebd.).

Mithilfe von Participatory Action Research (PAR) soll Wissen produziert werden, dass die Interessen von ausgebeuteten und unterdrückten Gruppen fördert (Fals-Borda 1987, S. 329). Inspiriert wird PAR durch marxistische Grundsätze, die auf verschiedene regionale Realitäten angepasst werden und so akademische Routinen herausfordern sollen (ebd.).

Das Ziel der PAR ist, vollständigere Paradigmen in den Sozialwissenschaften aufzubauen und gleichzeitig radikale Veränderungen für Praktiker*innen zu bewirken - durch die Verbindung von wissenschaftlicher Forschung, Erwachsenenbildung und politischem Handeln (Fals-Borda 1987, S. 329). Dafür ist ein zentraler Ansatz, das Bewusstsein der Betroffenen für ihre ökonomischen, politischen und sozialen Probleme zu schärfen, indem beispielsweise wissenschaftliche Veröffentlichungen sprachlich sowohl für Wissenschaftler*innen als auch für Betroffene der erforschten Thematik zugänglich gemacht werden (ebd.). Sozialen Gruppen sollen es durch PAR zudem ermöglicht werden, selbst als Expert*innen für ihre Lebensrealität aufzutreten und sowohl die Erhebung als auch die Verwendung der Daten selbst zu kontrollieren (INCITE! 2018, S. 79). Auf Basis dieses Wissens soll die Macht von ausgebeuteten sozialen Gruppen ausgebaut werden: „We use information gathering to build community and movement, to develop leadership, and to empower ourselves to make change” (ebd.). Diese Macht soll ihnen ermöglichen, Wissen zu systematisieren und zu artikulieren, um so selbst die Entwicklung ihrer Gesellschaft zu fördern und ihre Interessen nach außen zu vertreten (Fals-Borda 1987, S. 330).

„The participatory discourse or counter-discourse, on the other hand, initiated in the Third World - quite probably as an endogenous dialectical response to the actions of the developed world - postulates an organisation and structure of knowledge in such a way that the dominated, underdeveloped societies articulate their own socio-political position on the basis of their own values and capacities and act accordingly to achieve their liberation from the oppressive and exploitative forms of domination imposed by opulent (capitalist) foreign powers and local consular elites and thus create a more satisfactory life for everyone.” (ebd., S. 331)

Das so entstandene Wissen soll akademisches Wissen ergänzen und wo nötig als Korrektiv dienen, primär soll es jedoch den sozialen Gruppen selbst zugutekommen (ebd., S. 337).

Die Grundprinzipien der transformativen Gerechtigkeit wurden aus dem Kontext unmittelbarer interpersoneller Gewalt heraus bereits für andere wissenschaftliche Überlegungen und Debatten herangezogen, wie zum Beispiel die machtkritische Ausbildung von Lehrpersonen, die Förderung junger Schwarzer und Latina Mädchen und die Bekämpfung von struktureller Diskriminierung in der höheren, universitären Bildung (Erete u. a. 2021; Souto-Manning/Winn 2019; Valdovinos/Moreno Sandoval 2021). Die Übertragung der Grundsätze und Konzepte der transformativen Gerechtigkeit auf epistemische Gewalt wurde noch nicht vorgenommen, auch wenn die Philosophin Greene deren emanzipatorisches Potenzial betont (Greene 2021).

Zusammenfassend finden sich in bisherigen Ansätzen zur Überwindung epistemischer Gewalt verschiedene Elemente wieder. Diese beinhalten Forderungen an Theoretiker*innen, ihre Privilegien zu reflektieren, Praktiker*innen in Forschungsprozesse einzubinden und diese gemeinsam mit ihnen zu gestalten, den westlichen Wissenskanon zu erweitern (von einem Universalismus zu einem Pluriversalismus) und die Überwindung epistemischer Gewalt intersektional zu betrachten. Auch die Einbeziehung von dem Wissen und der Praxis sozialer Bewegungen wird für die Überwindung epistemischer Gewalt betont. Offen bleiben vor allem Fragen nach Verantwortung und Möglichkeiten der Theoretiker*innen, Strukturen dahingehend nachhaltig zu verändern, dass sie für die Reproduktion epistemischer Gewalt weniger Raum lassen. An diesen Forschungsstand schließe ich mit meiner Masterarbeit an, um weiterführende und ganzheitliche Perspektiven auf die Überwindung epistemischer Gewalt zu eröffnen und somit einen Beitrag zu emanzipatorischer und kritischer Forschung zu leisten.

5 Methodisches Vorgehen

Methodisch werde ich für meine Analyse qualitativ-interpretativ vorgehen und eine qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2000) vornehmen. Eine Inhaltsanalyse ermöglicht es herauszuarbeiten, wie der Umgang mit epistemischer Gewalt in der postkolonialen Forschung gestaltet wird (vgl. Deutschmann 2014, S. 95 f.).

Dafür werde ich verschiedene postkoloniale Ansätze zur Überwindung epistemischer Gewalt anhand von induktiven und deduktiven Kategorien analysieren. Ich habe mich für beide Arten der Kategorienbildung entschieden, um eine Flexibilität gegenüber den Texten beizubehalten und um offen zu sein für weiterführende Verständnisse und Bedeutungen (vgl. Klapeer 2014, S. 62 f.).

Die deduktiven Kategorien meiner Inhaltsanalyse entsprechen den Grundsätzen transformativer Gerechtigkeit nach Generation FIVE (2007) sowie der Kategorie „Gewaltverständnis“, um so die zentralen Prinzipien und Ansätze der TG in meinem Analyserahmen abzubilden (s. Kapitel 3). Zudem möchte ich durch induktive Kategorienbildung offen für weitere Kategorien sein, die sich durch das Analysieren und Vergleichen der Texte und den darin enthaltenen Perspektiven ergeben (vgl. Mayring 2000, S. 4).

Meine Auswertungseinheit ist das jeweilige Kapitel und meine Kodiereinheit, also der minimale Textbestandteil, den ich analysiere, mehrere Wörter im Sinnzusammenhang und kann von einem Halbsatz bis zu einem Absatz gehen. Die Auswertungseinheiten sind dabei Textpassagen, die sich mit der Überwindung epistemischer Gewalt befassen. Diese ordne ich je nach Aspekt den entsprechenden deduktiven Kategorien zu oder erfasse sie durch die Bildung von induktiven Kategorien. So kann ich analysieren, wie postkoloniale Forschungsansätze epistemischer Gewalt begegnen und welche Ansätze der transformativen Gerechtigkeit sich darin wiederfinden.

5.1 Untersuchungsgegenstand und Sampling

Meine Analyse nehme ich anhand von vier Texten vor, die sich mit der Überwindung epistemischer Gewalt in der postkolonialen Forschung beschäftigen. Diese sind das Buchkapitel „UnDoing Epistemic Violence“ von Brunner (2020), die „Charter of Decolonial Research Ethics“ von Decoloniality Europe (2013), der Text „Decolonizing the University“ von Santos (2019) und der Artikel „Decolonizing Post-Colonial Studies and Paradigms of Political-Economy: Transmodernity, Decolonial Thinking, and Global Coloniality“ von Grosfoguel (2011). Die Texte von Brunner, Santos und Grosfoguel sind als Schlüsseltexte für meine Fragestel-

lung zu betrachten, da sie von prominenten Vertreter*innen der postkolonialen Wissenschaft verfasst wurden, breit rezipiert werden und sich explizit auf die Überwindung von epistemischer Gewalt in post-/dekolonialer Forschung beziehen. Ich habe einige Perspektiven aus den Texten bereits in meinem Forschungsstand (Kapitel 4) kurz vorgestellt.

Die Charter ist ebenfalls als Schlüsseltext für meine Fragestellung zu betrachten, da sie aus der Perspektive von verschiedenen dekolonialen Bewegungen verfasst wurde, um emanzipatorische Kämpfe vor epistemischer Gewalt zu schützen. Dem Wissen und den Perspektiven von sozialen Bewegungen und Betroffenen epistemischer Gewalt eine zentrale Rolle bei der Überwindung ebendieser Gewalt einzuräumen, ist sowohl aus der Perspektive postkolonialer Forschung als auch der transformativen Gerechtigkeit fundamental und damit auch ein wichtiger Bestandteil meiner Analyse.

Für das Sampling der Texte habe ich zudem die Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit zur Hand genommen. Die Texte teilen die grundsätzlichen Verständnisse der transformativen Gerechtigkeit, wie ich sie in Kapitel 3.2 erläutert habe. So kritisieren die Autor*innen Brunner (2020), Decoloniality Europe (2013), Grosfoguel (2011) und Santos (2019) die durch den Kolonialismus erschaffenen Binaritäten und Dichotomien und fordern Räume für verschiedene heterogene Perspektiven und Praktiken, die das Wissen und die Kämpfe sozialer Bewegungen mit einbeziehen. Zudem begreifen sie epistemische Gewalt als ein wirkungsmächtiges System, das sich sowohl in Institutionen als auch in Forschungsbeziehungen widerspiegelt und aus dem verschiedene Verantwortlichkeiten erwachsen (Brunner 2020; Decoloniality Europe 2013; Grosfoguel 2011; Santos 2019). Für eine Überwindung dieser Gewalt betonen die Autor*innen, dass es gemeinsame Praktiken von Theoretiker*innen und Praktiker*innen brauche, jedoch die Perspektiven der Betroffenen epistemischer Gewalt zentral für eine nachhaltige Transformation seien (Brunner 2020; Decoloniality Europe 2013; Grosfoguel 2011; Santos 2019).

Dieses geteilte Grundverständnis ist eine wichtige Basis, um die Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit auf die Überwindung epistemischer Gewalt übertragen zu können.

Postkoloniale Theorien und Ansätze sind heterogen und divers. Die Analyse der oben genannten Texte kann nicht leisten, die Gesamtheit postkolonialer Perspektiven auf die Überwindung epistemischer Gewalt abzubilden. Mir ist bewusst, dass die Aussagen, die ich im Rahmen meiner Masterarbeit treffe, damit in Bezug auf postkoloniale Forschung nur begrenzt generalisierbar sind. Diese Limitation liegt im begrenzten Umfang dieser Arbeit begründet.

6 Kontext

In diesem Kapitel stelle ich die vier Texte, die ich in meiner Analyse verwende, ausführlich vor.

6.1 Brunner (2020): UnDoing Epistemic Violence

Der erste Text, den ich für meine Analyse zu Hand nehme, ist das Kapitel „UnDoing Epistemic Violence“ von Claudia Brunner (ebd.). Es stammt aus dem Buch „Epistemische Gewalt - Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne“, in dem die Autorin aus einer transdisziplinären Perspektive epistemische Gewalt sowie deren Überwindung konzeptualisiert. Brunner ist promovierte Sozialwissenschaftlerin und Professorin am Zentrum für Friedensforschung und Friedensbildung an der Universität Klagenfurt. Für ihre Arbeit bezüglich epistemischer Gewalt wurde Brunner bereits mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet (Brunner n.d.).

Der Ausgangspunkt des Buches „Epistemische Gewalt - Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne“ ist Brunners Beobachtung, dass der Begriff der epistemischen Gewalt in post- und dekolonialen sowie feministischen Debatten mit großer Selbstverständlichkeit verwendet wird, in anderen wissenschaftlichen Feldern, die sich mit gewaltförmigen Aspekten der Gesellschaft befassen, dagegen kaum benannt wird (Brunner 2020, S. 9). Dabei bezieht sie sich insbesondere auf die Friedens- und Konfliktforschung, die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung, Politikwissenschaften und das wissenschaftliche Feld der internationalen Beziehungen (ebd.). Zudem würde Gewalt in der Wissenschaftstheorie und -soziologie nicht als ausreichend relevant erachtet, sodass hier eine Leerstelle entstünde (ebd.). Dieser Leerstelle widmet sich Brunner in Form einer transdisziplinären Theoretisierung epistemischer Gewalt (ebd., S. 10). Für die Konzeption von Gewalt orientiert sie sich vor allem an weiten Gewaltbegriffen wie der strukturellen, kulturellen, symbolischen und normativen Gewalt und der Verbindung von epistemischer und physischer Gewalt (ebd., S. 11). Ihre Auseinandersetzung mit epistemischer Gewalt versteht sie „als Mosaikstein eines facettenreichen und langen Prozesses der Dekolonisierung von Wissen(schaft), einem durchaus widersprüchlichen Unterfangen, das [sie] aus epistemologischen, politischen und ethischen Gründen als richtig und wichtig erachte[t]“ (ebd.).

Brunner beschäftigt sich in ihrem Buch mit den Konzepten Kolonialität von Macht, Wissen und Sein, um die Konzeption epistemischer Gewalt historisch zu verorten und skizziert

verschiedene heterogene Verständnisse epistemischer Gewalt in der Friedens- und Konfliktforschung, den Internationalen Beziehungen und in feministischen Debatten (Brunner 2020, S. 33 f.). Zudem analysiert sie die Rolle des Epistemischen in strukturellen, kulturellen, symbolischen und normativen Gewaltkonzepten, um daran anschließend ein transdisziplinäres Konzept epistemischer Gewalt zu skizzieren (ebd., S. 34 f.). In dem von mir analysierten Kapitel „UnDoing Epistemic Violence“ widmet sie sich der Überlegung, epistemische Gewalt von deren Überwindung ausgehend zu denken und zu konzipieren, im Wissen, dass auch bei einem Versuch der Überwindung epistemische Gewalt stets potenziell reproduziert wird (ebd., S. 35 f.). Dafür fasst sie verschiedene Perspektiven von Forscher*innen zusammen, die sich mit der Überwindung (epistemischer) Gewalt befassen und setzt sie in Beziehung zueinander (ebd.). Dabei berücksichtigt sie die Erkenntnisse von Butler, Bordieu und Galtung und diskutiert ihre Gewaltkonzepte aus feministischer, post- und dekolonialer Perspektive.

Wie im Forschungsstand beschrieben, ist die Überwindung epistemischer Gewalt für Brunner vor allem ein prozesshaftes und von Widersprüchen gezeichnetes Unterfangen (ebd., S. 299). In ihren Ausführungen widmet sie sich auch der Frage, inwiefern Gewaltlosigkeit, Gewaltverzicht und Gewaltfreiheit in Bezug auf epistemische Gewalt überhaupt realisierbar sind (ebd., S. 301). Dabei zieht sie immer wieder Verbindungen zwischen epistemischer und anderen Formen von Gewalt (ebd.). Brunner plädiert vor allem dafür, den Begriff der epistemischen Gewalt bewusst zu verwenden, diese als konstitutiv für die koloniale Moderne zu benennen und in Beziehung zu anderen Macht-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnissen zu setzen (ebd., S. 309). So sollen Positionierungen und Kategorisierungen infrage gestellt und somit die „gewaltförmigen Grenzpolitiken des epistemischen Territoriums sichtbar und damit potenziell auch veränderbar gemacht werden: *UnDoing*“ (ebd.).

6.2 Decoloniality Europe (2013): Charter of Decolonial Research Ethics

Der zweite Text, den ich im Rahmen meiner Analyse verwende, ist die „Charter of Decolonial Research Ethics“ von Decoloniality Europe (ebd.). Decoloniality Europe ist ein Netzwerk von Theoretiker*innen, Bewegungen und Aktivist*innen in Europa. Darin vereinen sich beispielsweise Bewegungen von Französ*innen aus ehemaligen Kolonien (Indigènes de la République - France), Bewegungen, die sich für die Menschenrechte von Muslim*innen in Europa einsetzen (Islamic Human Rights Commission), Schwarze Bewegungen, Institute oder auch Arbeiter*innenbewegungen (Decoloniality Europe n.d.[c]). Decoloniality Europe versucht dekoloniale Bewegungen in Europa zu vernetzen und ihre Arbeit sichtbar zu machen, zum Bei-

spiel durch jährliche Treffen (Decoloniality Europe n.d.[b]). Das Netzwerk beschreibt, dass es nur wenige dekoloniale Bewegungen in Europa gibt und diese wenige Verbündete haben (Decoloniality Europe n.d.[a]). Für die Dekolonisierung von Europa brauche es jedoch den Zusammenschluss des „Südens im Norden“ (ebd.)(eigene Übersetzung).

2013 veröffentlichte Decoloniality Europe ihre Charter in Reaktion auf die Beobachtung, dass ethische Forschungsvorgaben und Richtlinien nicht ausreichend sind, um soziale Bewegungen zu schützen und dekoloniale Kämpfe zu stärken, insbesondere ab dem Zeitpunkt, ab dem die Daten gesammelt sind und ausgewertet werden (Decoloniality Europe 2013, S. 1). Dadurch würden Theoretiker*innen nicht gegen Unterdrückung und Rassismus arbeiten, auch wenn die eigentlich ihr Wunsch sei, sondern stattdessen das „weiße politische Feld“ schützen (ebd.)(eigene Übersetzung). Forschung ermögliche somit, dass einige Menschen über andere Autorität erlangen (ebd.). Die Charter adressiert die Privilegien von Theoretiker*innen in Forschungsprozessen und eröffnet verschiedene Prinzipien, um gegen diese Privilegien zu arbeiten:

„The charter is principally a tool for decolonial social movements to use in their interaction with researchers interested in working with them, but can also be used by decolonial researchers. Far from attempting to universalise research, the Charter is concerned with how to put research in the favour of decolonial processes of change.” (ebd.)

6.3 Santos (2019): Decolonizing the University

Der dritte Text auf dem meine Analyse basiert, entstammt dem Sammelband „Knowledges born in the struggle: Constructing the epistemologies of the global south“ von Santos/Meneses (2019). Boaventura de Sousa Santos, der Autor des Textes und einer der Herausgeber*innen des Buches ist Emeritus Professor für Soziologie an der Universität von Coimbra in Portugal und lehrt zudem an der Universität von Wisconsin- Madison in den USA (ebd., S. iii). Seine Arbeit fokussiert sich vor allem auf die Themen Globalisierung, Soziologie, Epistemologie und soziale Bewegungen (ebd.).

Der Sammelband entstand mit dem Ziel, Alternativen gegen globale Ungerechtigkeiten aufzuzeigen und dabei sichtbar zu machen, dass diese Alternativen bereits existieren, jedoch diskreditiert und unsichtbar gemacht werden (ebd.). Daraus entsteht laut den Autor*innen ein Diskurs der Ausweglosigkeit aus gegenwärtigen Krisen, weswegen es einen andere Weg brauche, über Alternativen nachzudenken (ebd., S. xiv). Diese Alternativen entstünden aus Kämpfen gegen Kapitalismus, Kolonialismus und Patriarchat - von und mit dem

Globalen Süden - und seien ein zentraler Bestandteil für die Herstellung globaler kognitiver und sozialer Gerechtigkeit (Santos/Meneses 2019, S. iii).

„This is not only an epistemic return, but also an ontological one. By occupying epistemology, oppressed social groups — those who do not count as human and whose knowledges are not valid in the face of the hegemony of Western modern thinking — claim their humanity by representing the world as their own and in their own terms. Only thus will they be able to transform it according to their own aspirations.” (ebd., S. xviii)

Dazu werden in dem Buch verschiedene Texte vereint, welche die eurozentrischen Wurzeln des modernen Wissenskanons erörtern, Raum für verschiedene Arten von Wissen aus dem Globalen Süden schaffen und die Herausforderungen bei der Dekolonisierung von Wissen diskutieren (ebd.).

Aus dem letzten Themenblock entstammt das Kapitel „Decolonizing the University“ von Santos (2019). Darin erörtert er verschiedene koloniale Verschränkungen, die im Kontext von Wissen, Wissensproduktion und dem modernen Universitätssystem wirken, insbesondere die Verschränkungen von Kapitalismus und Kolonialismus (Santos/Meneses 2019, S. xxxvi). Zudem diskutiert er verschiedene emanzipatorische Kämpfe, die sich dem entgegenstellen, wie den Kampf für das Recht auf universitäre Bildung und gegen den Druck auf die Universität, den Relevanz- und Effizienzkriterien des globalen Kapitalismus zu entsprechen (ebd.). Damit diese Kämpfe gelingen und kognitive, sowie soziale Gerechtigkeit hergestellt werden kann, erfordert es laut Santos vor allem die Sichtbarkeit von alternativem Wissen sowie eine stärkere Verbindung zwischen wissenschaftlichem Wissen und dem Wissen von emanzipatorischen Bewegungen (Santos 2019, S. 238).

6.4 Grosfoguel (2011): Decolonizing Post-Colonial Studies and Paradigms of Political-Economy: Transmodernity, Decolonial Thinking, and Global Coloniality

Der vierte Text, den ich analysiere, stammt von dem puerto-ricanischen Ramón Grosfoguel. Grosfoguel studierte Soziologie und Urbane Studien in Puerto Rico, den USA und Frankreich. Inzwischen lehrt er an der Universität von Kalifornien, Berkeley (University of California n.d.). Grosfoguel forscht und lehrt überwiegend zu den Themen Dekolonialität, Migration, Islamophobie, Politische Ökonomie des Weltsystems und Rassismus. Bezüglich epistemischer Gewalt und der Kolonialität von Wissen hat Grosfoguel bereits mehrere Bücher veröffentlicht und ist einer der Forscher*innen, welche diesen Themenbereich nachhaltig geprägt haben. Dabei sind unter anderem besonders seine Texte „The epistemic decolo-

nial turn: Beyond political-economy paradigms”, „The structure of knowledge in westernised universities: Epistemic racism/sexism and the four genocides/epistemicides” und „Decolonizing post-colonial studies and paradigms of political-economy: Transmodernity, decolonial thinking, and global coloniality” Schlüsseltex te in Bezug auf epistemische Gewalt und werden breit rezipiert. Den letzten Text dieser Auflistung habe ich für meine Analyse ausgewählt.

Der Ausgangspunkt des Textes liegt in einer Kritik moderner Dichotomien, Nationalismus und Fundamentalismen sowie in der Frage, ob es möglich ist, „radikale antisystemische Politik über Identitätspolitik hinaus” zu produzieren: „How can we overcome the Eurocentric modernity without throwing away the best of modernity as many Third World fundamentalists do?” (Grosfoguel 2011, S. 2)(eigene Übersetzung). Laut Grosfoguel kann die subalterne Seite der kolonialen Differenz zur Beantwortung dieser Fragen viel beitragen, indem sie eine kritische Perspektive liefert, die über Dichotomien hinausgeht (ebd.). Grosfoguel kritisiert, dass innerhalb von subalternen Studien (theoretische) Ansätze westlicher Wissenschaftler*innen nach wie vor privilegiert behandelt werden, selbst von nicht-westlichen Forscher*innen (ebd., S. 3). Daran anknüpfend stellt er die Forderung, Subalterne und Postkoloniale Studien zu dekolonisieren und Raum für diverse Perspektiven schaffen (ebd., S. 4):

„As opposed to the abstract universals of Eurocentric epistemologies, that subsumes/dilute the particular into the same, a 'radical universal decolonial anti-systemic diversity' is a concrete universal that builds a decolonial universal by respecting the multiples local particularities in the struggles against patriarchy, capitalism, coloniality and eurocentered modernity from a diversity of decolonial epistemic/ethical historical projects.” (ebd., S. 32)

7 Die Überwindung epistemischer Gewalt in der postkolonialen Forschung

Im Folgenden werde ich vorstellen, welche Ergebnisse meine Analyse hervorgebracht hat. Wie in Kapitel 5 erläutert, habe ich die vier Texte qualitativ-interpretativ anhand deduktiver und induktiver Kategorien analysiert. Die deduktiven Kategorien entsprechen den Grundsätzen der transformativen Gerechtigkeit nach Generation FIVE (2017), sowie der Kategorie „Gewaltverständnis“, da sie die Grundlage für die Konzipierung von epistemischer Gewalt und deren Überwindung legt (s. Kapitel 3). Die induktiven Kategorien wurden entlang des Materials gebildet.

7.1 Gewaltverständnis

Grundlegend stellt sich bei der Überwindung epistemischer Gewalt die Frage, wie diese konzeptionell und in ihrer Wirkung von den jeweiligen Autor*innen verstanden wird, da sich je nach Verständnis unterschiedliche Perspektiven auf die Überwindung epistemischer Gewalt ergeben können.

Vor allem Brunner (2020) widmet sich in ihrem Kapitel zur Überwindung epistemischer Gewalt ausführlich der Frage, wie epistemische Gewalt wirkt und welche Prozesse mit ihr einhergehen.

„Wenn Gewalt nicht nur anderswo, anderswer und anderswas ist, sondern auch ein epistemisches Verhältnis bezeichnet, so folgt daraus, dass epistemische Gewalt potenziell auch dort zutage tritt, wo Menschen um die Vermeidung und Überwindung von Gewalt ringen. Sich einfach von ihr loszusagen und nicht nur physische, sondern auch epistemische Gewaltlosigkeit für das eigene Denken und Handeln zu beanspruchen, ist auf dem epistemischen Territorium der Moderne ebenso wenig möglich, wie man sich struktureller, symbolischer, kultureller oder normativer Gewalt vollständig entziehen kann. Der – angesichts der gegenwärtigen anglophonen epistemischen Monokultur ebenso kritisch zu sehende wie zutreffende – Begriff UnDoing bezeichnet diesen Umstand. Im Sinne der zahlreichen hier diskutierten Autor_innen folgt dieser Erkenntnis jedoch nicht die Kapitulation vor der Allgegenwart epistemischer, normativer, symbolischer, kultureller und symbolischer sowie direkter und physischer Gewalt in der bestehenden Herrschaftsordnung der kolonialen Moderne. Ganz im Gegenteil motiviert sie zu einer Auseinandersetzung mit der Prozesshaftigkeit, Relationalität und Widersprüchlichkeit von Gewaltverhältnissen und dem, was als Gegenteil von Gewalt imaginiert wird.“ (ebd., S. 299)

(Epistemische) Gewalt ist für Brunner immer umkämpft (ebd.). Damit erfolgt für sie auch die Überwindung epistemischer Gewalt in einer „ständigen Auseinandersetzung, im Ringen und in Brüchen sowie in sozialen und politischen Kämpfen“ (ebd.). Gerade diese Umkämpftheit ist für sie ein Ausdruck davon, dass es immer Widerstände gibt, gegen die epistemische

Gewalt durchgesetzt wird, von denen sie herausgefordert wird und durch die sie überwunden werden kann (Brunner 2020, S. 308 f.). Dieses Ringen und Kämpfen ist für Brunner zugleich ein Teil der Widersprüchlichkeit einer kritischen Wissenspraxis, da Wissenschaft parallel epistemische Gewalt reproduziert, als auch sie überwinden möchte (ebd., S. 309). Für Santos (2019) wirkt sich epistemische Gewalt unterschiedlich im Globalen Norden und im Globalen Süden aus (ebd., S. 228). Im Globalen Norden sei epistemische Gewalt tiefer in der Gesellschaft verwurzelt und dadurch, dass der Globale Norden von epistemischer Gewalt und den damit einhergehenden Unterdrückungen profitiere, sei epistemische Gewalt weniger sichtbar, nördliche Epistemologien genießen gesellschaftlichen Schutz und subalternes Wissen würde mehr unterdrückt (ebd.). Dies erschwere vor allem, dass sich Menschen im Globalen Norden auf andere Perspektiven und Erfahrungen einlassen:

„The other side of such an orgy of arrogance and power is the difficulty in acknowledging the other, in deeply listening to and learning with and from the other, in recognizing the unknown as a challenge even before knowing it, and in risking a certain defamiliarization with one's own ways (one's comfort zone) for the sake of a wider familiarity with the world's diversity.” (ebd., S. 229 f.)

Daraus entsteht für Santos (ebd.) eine besondere Relevanz der Überwindung epistemischer Gewalt im Globalen Norden (ebd., S. 228).

Ähnlich wie Brunner (2020) beschreibt Grosfoguel (2011) epistemische Gewalt als Phänomen, das alle (kulturellen) Räume der Welt durchzieht und damit ebenfalls die Perspektiven von Subalternen prägt. Europäische Modernität und die damit einhergehende epistemische Gewalt verursachen, dass der Westen als überlegen gegenüber anderen Kulturen und Menschen dargestellt wird und Kosmologien und Epistemologien aus der nicht-westlichen Welt nicht gehört werden (können) (ebd., S. 25).

Diese Gewaltverständnisse greifen viele Elemente der transformativen Gerechtigkeit auf, wie zum Beispiel, dass es keine gewaltfreien Räume gibt und alle Menschen von Gewalt betroffen sind und sie gleichzeitig reproduzieren (Barrie 2020, S. 89). Auch die Betonung auf die systemischen Ursachen von Gewalt teilen postkoloniale Forschung und transformative Gerechtigkeit (ebd., S. 73 f.). Dies ist eine wichtige Grundlage für die Übertragung der transformativen Gerechtigkeit auf die Überwindung epistemischer Gewalt in der postkolonialen Forschung.

7.2 Gewalt sichtbar machen

Besonders für Brunner (2020) und Santos (2019) ist ein erster Schritt zur Überwindung epistemischer Gewalt ihre Sichtbarmachung und Benennung.

Brunner (2020) hat ihr Buch mit der Motivation geschrieben, „[m]it der transdisziplinären Theoretisierung epistemischer Gewalt [...] zu einer Dekolonisierung von Erkenntnis und Wissen und damit potenziell auch zu einer Reduktion epistemischer Gewalt beizutragen“ (ebd., S. 299). Das unterstreicht ihren Ansatz, dass allein schon die Benennung und Sichtbarmachung epistemischer Gewalt in der kolonialen Moderne ein zentraler Bestandteil ihrer Überwindung ist (ebd., S. 299, 309). Diese Sichtbarmachung ist für sie eng mit der Sichtbarmachung der kolonialen Moderne insgesamt verknüpft: „Den globalen Rahmen der kolonialen Moderne sehen zu lernen ist Voraussetzung dafür, konkrete Verschiebungen epistemischer Gewalt anzustoßen“ (ebd., S. 309).

Dafür sieht sie das Konzept der epistemischen Gewalt als konkretes Werkzeug, mit dessen Hilfe Selbstverständlichkeiten sozialer Kategorien und den damit zusammenhängenden Positionierungen infrage gestellt werden können (ebd.). So soll epistemische Gewalt greifbar und damit veränderbar werden (ebd.).

Die Sichtbarmachung von Leerstellen und „Schweigezonen“ benennen sowohl Brunner (ebd.), als auch Santos (2019) als eine Strategie, um die Effekte epistemischer Gewalt aufzuzeigen (Brunner (2020, S. 307), Santos (2019, S. 226)).

„[...] [T]he pedagogy (of the sociology) of absences [...] is geared to show the measure of epistemicide caused by northern epistemologies and their monopoly on valid and rigorous knowledge, and the waste of social experience thereby produced. The learning process would identify the absences in our societies (the ways of knowing and being that are considered irrelevant, residual, ignorant, backwards, lazy) and how such absences are actively produced.“ (ebd., S. 237)

Durch diese Schweigezonen sollen die unsichtbar gemachten Ausgrenzungen der Epistemologien durch den Nordens identifiziert und verurteilt werden (ebd.). Diese bezieht er auf Unsichtbarkeiten in den Bereichen des Seins, der Geselligkeit und des Wissens (ebd.). Deshalb solle Wissen, das in konventionellen Forschungsinstitutionen produziert wird, mit Distanz, Misstrauen, als politisch motiviert und damit als unzuverlässig betrachtet werden (ebd., S. 226).

Grosfoguel (2011) fordert ebenfalls, dass eurozentrische Kolonialitäten konfrontiert werden und hebt dabei besonders hervor, dass dies auch europäische Linke und emanzipatorische

Forschung im Westen tun müssen (Grosfoguel 2011, S. 28).

Die Debatte um die genaue Wirkung von Gewalt findet sich in der Form nicht im Diskurs der transformativen Gerechtigkeit wieder. Stattdessen zeigt sich im Diskurs um transformative Gerechtigkeit, dass die Benennung und Anerkennung von Gewalt den Ausgangspunkt eines Prozesses der Verantwortungsübernahme darstellen. Während des Prozesses liegt der Fokus dann eher darauf, dass diese Benennung nicht angezweifelt oder abgesprochen wird und dass betroffene Personen sichere Räume haben, ihre Erfahrungen zu teilen. Dies ist in der Praxis der transformativen Gerechtigkeit ein Aspekt der Verantwortungsübernahme (Generation FIVE 2007, S. 29).

7.3 Befreiung

Das Ziel der Überwindung von Macht- und Gewaltstrukturen benennen alle vier Texte, wenn auch aus verschiedenen Stoßrichtungen. Für Brunner (2020) bedeutet Befreiung eine „Suche nach Alternativen zum Status quo, nach Utopien im Sinne von Zukünften, die noch nicht sind, deren Imagination jedoch auf die Gegenwart zurückwirken kann: UnDoing“ (ebd., S. 306 f.). Decoloniality Europe (2013) versteht Befreiung nicht als etwas, nach dem gesucht werden muss, sondern als ein Ziel, für das Theoretiker*innen sich entscheiden und dem sie sich verpflichten: „Decolonial research is not close to decolonial struggles located outside of the academic realm, nor in solidarity with them. Decolonial research is existentially and politically committed to decolonisation“ (ebd., S. 2 f.). Sie verstehen dekoloniale Forschung dabei als Werkzeug, um das „weiße politische Feld“ zu zerstören und Privilegien abzubauen (ebd., S. 5)(eigene Übersetzung).

Für Santos (2019) geschieht Befreiung über dekoloniale Interventionen, die mit kolonialen Methoden, vor allem mit Dualismen, brechen (ebd., S. 230). Für ihn bedeutet das ebenfalls, dass die Befreiung von epistemischer Gewalt nicht über Ausschlüsse und Unterdrückung von Wissen aus dem Norden geschehen kann: „A bad methaphor does not get better by being inverted“ (ebd., S. 222).

Grosfoguel (2011) hebt in seinem Text vor allem die Verschränkungen zwischen epistemischer Gewalt und globalen Machthierarchien hervor (ebd.). Das Ziel der Befreiung von epistemischer Gewalt geht deswegen für ihn auch mit der Errichtung eines neuen Humanismus einher (ebd., S. 14).

Insgesamt wird somit das Ziel der Befreiung für Decoloniality Europe (2013) durch deko-

loniale Forschung erreicht, während für Brunner (2020) das Ziel der Befreiung durch das Suchen nach Utopien und das sich Vorstellen derer erreicht wird. Santos (2019) betont die Notwendigkeit von neuen Methoden und Grosfoguel (2011) verbindet die Befreiung von kolonialem Wissen und epistemischer Gewalt mit der Befreiung von globalen Machtasymmetrien.

Im Vergleich zum Befreiungsverständnis der transformativen Gerechtigkeit finden sich einige Parallelen - vor allem die Betrachtung der Intersektionalitäten, die für eine Befreiung gemeinsam gedacht und überwunden werden müssen (Kapitel 3.3.1), sowie die klare Verpflichtung zum Ziel der Befreiung der Beteiligten. Auch die Überwindung von Dualismen und Binaritäten ist in der transformativen Gerechtigkeit ein zentraler Grundsatz (Awarenetz und IGNITE! 2021), der sich ebenfalls in den analysierten Texten wiederfindet.

7.4 Schaffung von gemeinschaftlichen Institutionen

Nach Generation FIVE (2007) ist es für eine nachhaltige Befreiung wichtig, dass soziale Bewegungen und Gemeinschaften Institutionen erschaffen, die nach gemeinsamen Werten handeln und auf eine Welt ohne Gewalt hinarbeiten (ebd., S. 27).

Auch die Autor*innen der vier Texte fordern Räume, in denen verschiedene Arten von Wissen und Perspektiven zusammenkommen können. Gerade soziale Bewegungen mit Verbindungen innerhalb und auch über Staatsgrenzen hinweg seien strategische Orte für erfolgreiche politische Interventionen (Grosfoguel 2011, S. 21 f.).

So betont Santos (2019) die Wichtigkeit, wissenschaftliches Wissen zu produzieren, das bereit ist, mit anderen Arten von Wissen emanzipatorische Kämpfe zu unterstützen (ebd., S. 226). Dafür müssen neue Orte geschaffen werden, in denen verschiedene Perspektiven zusammenkommen und sich gegenseitig bereichern können (ebd., S. 236). Dabei sei eine zentrale Aufgabe für diese gemeinsamen Räume die gegenseitige Verständigung zwischen verschiedenem Wissen aufzubauen, vor allem durch interkulturelle Übersetzung (ebd., S. 237).

Die Forderung nach Räumen für gemeinsame Diskussionen und die Entwicklung eines gemeinsamen Verständnisses betont auch Decoloniality Europe (2013):

„The decolonial researcher can have a specific analysis of reality that she considers being important. The research starts by bringing these analyses to discussion with the subjects of study. These discus-

sions require that the decolonial researcher reformulates, revisits and nuances her analyses in face of the analyses made by the people involved in decolonial struggles. Discussions can be concerned with finding more precise conceptualisations, and finding how to generate or adjust words and tools in order to approach the research problems in a way that is coherent with the problems faced, analysed and addressed by the subjects of study." (Decoloniality Europe 2013, S. 4)

Auch für den weiteren Forschungsprozess fordert Decoloniality Europe, dass Theoretiker*innen ihre Analysen, Werkzeuge und Konzepte kontinuierlich an ihr Lernen von und mit den Praktiker*innen anpassen (ebd.).

Brunner (2020) betont, dass die Überwindung epistemischer Gewalt keine binnenakademische Angelegenheit sein sollte, sondern es zentral um relationale, prozesshafte „soziale Interaktion und kollektive Artikulation“ gehen sollte (ebd., S. 299, 306 f.).

Diese Aspekte schließen sehr stark an das Verständnis von transformativer Gerechtigkeit nach Generation FIVE (2007) an. Wie diese betonen die Autor*innen die zentrale Rolle von Räumen des gemeinsamen (Ver-)Lernens und der Entwicklung eines nachhaltigen Verständnisses füreinander. Aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit sind Kooperation, Respekt und Selbstbestimmung zentral für das Gelingen von gemeinsamen Räumen, jedoch bezieht Generation FIVE noch die Frage der Ressourcen für eine solche Institution mit ein (ebd., S. 27). Dieser Aspekt bleibt in den hier analysierten Texten unbeleuchtet, ist jedoch aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit zentral. Denn wenn es solche Räume geben soll, braucht es eine Klärung darüber, wer sie aufbaut, wie sie finanziert werden und wie sichergestellt wird, dass alle am Forschungsprozess Beteiligten gleichberechtigten Zugang zu ihr haben.

7.5 Machtverlagerung

Die Überwindung der Machtasymmetrie in der Wissensproduktion ist das zentrale Thema der Charter of Decolonial Research Ethics (Decoloniality Europe 2013). Die Charter wurde vor allem dafür entwickelt, die Macht aufzubrechen und umzuverteilen, die normalerweise bei Theoretiker*innen liegt (ebd.). Dabei geht es um verschiedene Arten von Macht. Zum einen fordert, dass Theoretiker*innen vor allem im Akademischen die Kämpfe der dekolonialen Bewegungen unterstützen Decoloniality Europe (ebd.). Die Bedingungen für die Unterstützung dieser Kämpfe außerhalb der Wissenschaft sollen von den Bewegungen festgelegt werden, und die Theoretiker*innen werden aufgefordert, sich danach zu richten (ebd., S. 3). Zudem fordert Decoloniality Europe (ebd.), dass die Kontexte, in denen dekoloniale

Bewegungen aktiv sind, nicht von Theoretiker*innen definiert werden und ihnen auch die Beschreibung und Einordnung ihrer Kämpfe nicht zusteht:

„The privilege to define relevance is accompanied by the privilege to define context. In dominant academic scholarship the researcher sets the boundaries that define the field of interaction with the 'other', distinguishing relevant from irrelevant in scientific research without discussing the 'relevant for whom', 'to what', and 'what for' questions. When social scientists who engage with 'others' highlight the importance of context, they at the same time negate the fact that they are the ones that delimit context. In this concern, for example, they typically ignore that an important part of context is the white political field, and that they are part of it. In decolonial research the subjects of study are the ones to define what the context of research is.” (Decoloniality Europe 2013, S. 3 f.)

Auch die Auswahl der Praktiker*innen für die Forschung ist ein Privileg, das verlagert werden soll, indem Theoretiker*innen eine Anfrage stellen, die Praktiker*innen annehmen oder aber auch ablehnen können (ebd., S. 3). Eine weitere Forderung von Decoloniality Europe besteht darin, dekolonialen Bewegungen die Macht über das „letzte Wort“ zu erteilen (ebd., S. 5). Dies bezieht sich zum einen auf Aushandlungen und Abmachungen im Rahmen des Forschungsprozesses und zum anderen auf die Überprüfung und Publikation der Ergebnisse (ebd.). Während des Prozesses nimmt Decoloniality Europe zusätzlich andere Theoretiker*innen in die Verantwortung, die Forschungsergebnisse zu überprüfen:

„Any publication material passes through more processes of peer-review than ordinary publications. The first peer-review is made by the decolonial movements with whom the researcher has aligned herself. The second peer-review is the 'traditional' one that takes place with other academic peers. In cases where substantial changes have been made to the original manuscript submitted to the peer review of the movements, there is a third process of peer review inasmuch the text must be approved once more by the decolonial movements before being sent to publication.” (ebd.)

Brunner (2020) behandelt das Thema der Macht(-verlagerung) ebenfalls, sie fordert eine Gleichberechtigung aller an einem Forschungsprozess Beteiligten. Dabei ist für sie die Suche nach Werkzeugen, die dies ermöglichen, bereits eine Form der Überwindung epistemischer Gewalt (ebd., S. 308). Anders als Decoloniality Europe (2013) klingt bei ihr jedoch mehr ein Ziel des Machtausgleichs als ein Ziel der Machtverschiebung zugunsten der Praktiker*innen durch: „Von den dabei auszuhandelnden epistemischen Grenzpolitiken gilt es zu lernen und sich an ihnen zu beteiligen, ohne Akteur_innen, Ressourcen und Konzepte zu vereinnahmen, aber auch ohne dabei vereinnahmt zu werden” (Brunner 2020, S. 308 f.). Auch Grosfoguel (2011) fordert von Theoretiker*innen, nicht über Praktiker*innen, sondern mit und aus ihren Perspektiven zu forschen (ebd., S. 3). Dafür solle die Macht von westlichen Theoretiker*innen gebrochen werden, indem sie nicht als zentrale theoretische Be-

zugspunkte von dekolonialer Forschung herangezogen werden (Grosfoguel 2011, S. 3).

Aus Perspektive der transformativen Gerechtigkeit bedeutet der Aspekt der Machtverlagerung den Menschen, die strukturell benachteiligt sind, Vorrechte zu erteilen und ihre Perspektive als die entscheidende zu behandeln, ähnlich wie Decoloniality Europe (2013) dies fordert (Generation FIVE 2007, S. 27). Zudem muss aus Perspektive der TG neben der Machtverlagerung auch das Aufbrechen von gesellschaftlichen Machtstrukturen, Dominanz, Ausbeutung, Gewalt und Privilegien einen Bestandteil der konkreten Arbeit darstellen (ebd.). Hierin findet sich eine Parallele zu den Forderungen von Grosfoguel (2011): „An inter-cultural North-South dialogue cannot be achieved without a decolonization of power relations in the modern world. A horizontal dialogue as opposed to the vertical monologue of the West requires a transformation in global power structures” (ebd., S. 27).

7.6 Unterstützung, Sicherheit und Schutz für betroffene Personen

Die Frage nach dem Herstellen von Schutz und Sicherheit für Praktiker*innen wird nur in der Charter von Decoloniality Europe (2013) behandelt. In den anderen Texten werden konkrete Maßnahmen, die Praktiker*innen in einem Kontext von kolonialen Kontinuitäten und epistemischer Gewalt vor potenziellen Reproduktionen dieser Gewalt oder auch negativen Folgen der Forschung schützen sollen, nicht diskutiert.

In der Charter spielen Sicherheit und Schutz jedoch eine zentrale Rolle. Dieser Schutz bezieht sich nicht nur auf die Sicherstellung, dass die Perspektiven und Analysen der Praktiker*innen geschützt, sondern auch dass ihre Kämpfe durch die Forschung nicht geschwächt werden: „The struggles for decolonization outside the academic realm are important processes of social/political change, and decolonial research must never work in ways that expose nor weaken these struggles” (ebd., S. 3).

Zudem fordert Decoloniality Europe, dass dekoloniale Theoretiker*innen nicht über Praktiker*innen forschen, sondern über die Probleme, welchen dekoloniale Bewegungen gegenüberstehen, und über ihre Beiträge für sozialen Wandel (ebd., S. 3 f.). Diese Forderung soll dekoloniale Bewegungen vor „Attacken des weißen politischen Feldes” schützen (ebd.)(eigene Übersetzung). Bewegungen sollen auch geschützt werden, indem interne Dynamiken und Selbstschutzmechanismen nicht veröffentlicht werden (ebd., S. 4). Generell soll die Bewegung geschützt werden, indem sie selbst entscheidet, was von ihrer Arbeit veröffentlicht werden darf sowie ob und wie Theoretiker*innen an ihren Räumen teilhaben dürfen (ebd.).

Dieses Prinzip der transformativen Gerechtigkeit findet sich also nur bedingt in Texten zur Überwindung epistemischer Gewalt wieder. Aus Perspektive der TG ist der Schutz von (potentiell) betroffenen Personen jedoch ein sehr zentraler Bestandteil der Überwindung von Gewalt (Generation FIVE 2007, S. 28). Auch im Umgang mit epistemischer Gewalt, einer Gewalt, die weiterhin reproduziert wird, sollte sich die Frage nach einem Schutz vor weiterer Unsichtbarmachung, Diskreditierung und Diskriminierung im Forschungsprozess gestellt werden. Diese Fragen beinhalten unter anderem auch Forderungen der Verantwortungsübernahme und Aufarbeitung von internalisierten rassistischen und kolonialen Bildern in Bezug auf Wissen(-sproduktion), damit diese Bilder nicht zulasten der Praktiker*innen zutage treten.

7.7 Verantwortungsübernahme

Decoloniality Europe (2013) hebt sehr deutlich hervor, dass es die Aufgabe von dekolonial forschenden Theoretiker*innen ist, sich mit ihren erlernten Vorstellungen von Wissenschaft und Wissensproduktion, die epistemische Gewalt beinhalten und reproduzieren, auseinanderzusetzen und aktiv gegen sie vorzugehen (ebd., S. 4 f.). Wenn die Praktiker*innen den Prozess mit den Theoretiker*innen abbrechen, fordert Decoloniality Europe deshalb, dass sich Theoretiker*innen in Hinblick auf ihre Positionalität und ihre Verpflichtung reflektieren: „If the research is rejected, the researcher needs to work more in regards to her decolonial positioning and commitment“ (ebd., S. 3). Damit grenzen sie sich von der Verantwortung ab, den Theoretiker*innen erklären müssen, was sie zu tun haben, um ihre Privilegien zu verlernen und aufzubrechen, und geben diese Verantwortung an die Theoretiker*innen zurück. Auch Brunner (2020) fordert von Theoretiker*innen, dass sie ihre „Privilegien [...] verlernen und die eigenen epistemischen und moralischen Prämissen einer grundlegenden Kritik [unterziehen]“ (ebd., S. 307).

Als bedeutsamen Teil der Verantwortungsübernahme hebt Santos (2019) hervor, dass geschichtliche Erzählungen von Kolonialismus und Modernität verändert werden müssen, um so den Status-Quo zu denaturalisieren und Widerstand hervorzurufen (ebd., S. 222). Auch betont er materielle Dimensionen der Verantwortungsübernahme, zum Beispiel über Quoten, um rassistischer Diskriminierung im Hinblick auf den Zugang zu Universitäten entgegenzutreten (ebd., S. 231 f.). Ein weiterer wichtiger Teil der Verantwortungsübernahme ist für ihn, dass Wissen, welches durch epistemische Gewalt entwertet oder unsichtbar gemacht wurde, im Curriculum von Universitäten verankert wird (ebd.). Santos ist der einzige

Autor, der zudem das Thema von Reparationen anspricht: „This means that the construction of an emancipatory future for the university involves reckoning with a past that demands reparation” (Santos 2019, S. 221). Wie diese Reparationen aussehen können, bleibt in seinem Text jedoch offen.

Zusammenfassend fordern die Autor*innen, dass sich Theoretiker*innen aktiv mit ihren gelernten Bildern und Prämissen auseinandersetzen, ihre Positionalität reflektieren, Privilegien verlernen und im Bereich des Materiellen Verantwortung gegen Ausschluss und Unterdrückung übernehmen. Basierend auf den Prinzipien von Generation FIVE (2007) gehören jedoch noch weitere Elemente zum Aspekt der Verantwortungsübernahme dazu. Ein Teil davon ist die Anerkennung der Verletzungen, die durch Gewalt verursacht wurden und ihre Folgen sichtbar zu machen (ebd., S. 29). Auch die Forderungen, Dritte zur Verantwortung zu ziehen und Bewegungen aufzubauen, die soziale Konditionen verändern (ebd.), finden sich in den Texten in der Form nicht wieder. Gerade bezüglich des Bewegungsaufbaus scheint es, dass die Autor*innen soziale Bewegungen eher als etwas getrenntes von Theoretiker*innen verstehen. Zusätzlich betont Generation FIVE (ebd.), dass Gemeinschaften Mechanismen aufbauen sollen, die Menschen dazu bewegen, langfristig Verantwortung zu übernehmen. Dieser Aspekt bietet ebenfalls neue Impulse für die Überwindung epistemischer Gewalt in postkolonialer Forschung, da er in der Form ebenfalls nicht in den Texten auftaucht.

7.8 Kollektives Handeln

Alle vier Autor*innen fordern, dass aktiv gegen epistemische Gewalt vorgegangen wird. Aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit ist das kollektive Handeln gegen Gewalt auch über geografische Grenzen hinweg ein unerlässlicher Bestandteil von Transformation (ebd.).

Santos (2019), Grosfoguel (2011) und Brunner (2020) heben ebenfalls die Notwendigkeit hervor, dass Menschen sich über geografische Grenzen hinweg gegen epistemische Gewalt einsetzen. Dabei weisen sie den Beteiligten verschiedene Rollen zu:

„Gerade jenen Menschen, die am meisten von ihr betroffen sind, zugleich auch die Hauptlast der Verantwortung für die Überwindung epistemischer Gewalt zuzuschreiben, ist jedoch ein unangemessener Trugschluss. Angemessener ist vielmehr, das UnDoing von beiden, oder besser: von mehreren Enden her zu praktizieren. Das jeweilige Verhältnis zwischen Standort und Standpunkt ist dabei stets einer kritischen Reflexion in Hinblick auf die Beteiligung an der Aufrechterhaltung ebenso wie an der Verringerung

epistemischer Gewalt zu unterziehen.“ (Brunner 2020, S. 308)

„The historical process of epistemological decolonization, besides being a long-term process, is also unequal and asymmetrical regarding both fields of knowledge and world regions. The work of epistemological decolonization implies distinct social and cultural processes in the regions that were the victims of historical colonialism, on the one hand, and in the regions that were responsible for colonization, on the other.“ (Santos 2019, S. 227)

Grosfoguel (2011) bezieht ein kollektives Handeln vor allem auf die Schaffung von Räumen, in denen Subalterne sprechen und gehört werden können (ebd., S. 25). Diese Räume müssten sowohl innerhalb von akademischen Institutionen als auch außerhalb dieser geschaffen werden (ebd.). Santos betont ebenfalls, dass es beides bräuchte, Räume innerhalb von Forschungsinstitutionen sowie außerhalb in Kontexten des Widerstands gegen Kapitalismus, Kolonialismus und Patriarchat (Santos 2019, S. 226).

Wer soll diese Räume schaffen? Und welche Rolle spielen dabei Positionierungen? Laut Santos kommt es bei einem gemeinsamen Kampf gegen epistemische Gewalt nicht primär auf die Positionierungen der Menschen an, die aus „naturalisierten dominanten sozialen Beziehungen“ entstanden sind (ebd., S. 222)(eigene Übersetzung). Entscheidend sei, dass verschiedene soziale Gruppen Allianzen aufbauen, sich für Dekolonisierung positionieren und dafür auch bereit sind, gewisse Risiken einzugehen (ebd.).

Mit dieser Aussage betont Santos ein wichtiges Verständnis von Gemeinschaft in der transformativen Gerechtigkeit. Nach Generation FIVE (2007) ist die zentrale Grundlage für ein erfolgreiches kollektives Vorgehen gegen Gewalt ein gemeinsames Verständnis von politischer und kollektiver Praxis, Werten, politischen Analysen und Vorstellungen und weniger die Positionierung der Menschen (ebd., S. 29 f.).

Andere Aspekte der transformativen Gerechtigkeit in Bezug auf kollektives Handeln bleiben von den Autor*innen unbeleuchtet, wie die Forderung, betroffene Personen aktiv aus ihrer Isolation zu holen (ebd.).

7.9 Anerkennung von Diversität

Die Sichtbarmachung der Vielseitigkeit und Diversität an Perspektiven, Realitäten und Kämpfen spielt vor allem für Santos (2019) eine ganz zentrale Rolle im Kampf gegen koloniale Kontinuitäten in Wissenschaft und Wissensproduktion.

„Given the hegemony still enjoyed by the epistemologies of the North and the Eurocentric culture associated with them, the greatest challenge facing the epistemologies of the South is to render credible and

urgent the need to recognize the epistemological diversity of the world in order to enlarge and deepen world experience and conversation.” (Santos 2019, S. 230)

Diese Diversität fordert er nicht nur in Bezug auf Wissen, sondern auch auf den Vorgang der Dekolonisierung (ebd., S. 224). So müsse Dekolonisierung je nach Kontext und je nach Wissen unterschiedlich verlaufen (ebd.). Dabei sei es zudem wichtig, zwischen Wissen zu unterscheiden, das im Zuge einer Dekolonisierung vernichtet werden müsse und zwischen Wissen, das so verändert werden könnte, dass es antikapitalistische, antikoloniale und antipatriarchale Kämpfe unterstützt (ebd., S. 225). Letzteres könne zum Beispiel Wissen sein, welches die Dekolonisierung anderer Formen von Wissen fördert (ebd.). Zusätzlich müssten andere, nicht-akademische Formen von Wissen, die von oder für emanzipatorische Kämpfe genutzt werden, identifiziert, rekonstruiert und validiert werden (ebd., S. 226).

Dabei verfolgt Santos das Ziel der wechselseitigen Bereicherung von Wissen, um verschiedene Realitäten und Perspektiven abzubilden:

„The possibility of the mutual enrichment of different knowledges and cultures is the *raison d'être* of the epistemologies of the South. The point is not to search for completeness or universality, but rather to strive for a higher consciousness of incompleteness and pluriversality. The aim is not to dilute time-spaces into some abstract, cosmopolitan non-identity, without space or time, and without history or memory. It is rather to render different ways of knowing more porous and more aware of differences through intercultural translation. In the process, new time-spaces may be created that bring about subaltern, partial, emergent, and insurgent cosmopolitanisms emerging from cross-fertilization. Rather than an undifferentiated contemporaneity, it becomes possible to think of multiple forms of being contemporaneous. The flatness or uni-layeredness of simultaneity may thus be articulated with thickness or the multi-layeredness of contemporaneity.” (ebd., S. 236 f.)

Diversität an Wissen soll in seiner Gesamtheit diskutiert werden, um so soziale Kämpfe zu unterstützen, die eine postkapitalistische, postkoloniale und postpatriarchale Zukunft voranbringen (ebd., S. 237).

Auch Grosfoguel (2011) fordert Platz für Heterogenität in Wissenschaft und Wissensproduktion und distanziert sich von essentialistischer, fundamentalistischer und anti-europäischer Kritik (ebd., S. 4). Er fordert den Aufbau von „Heterarchien“:

„[T]he solution to global inequalities requires the need to imagine anti-systemic global decolonial utopian alternatives beyond colonialist and nationalist, Eurocentric fundamentalist and Third World fundamentalist binary ways of thinking.” (ebd., S. 31)

„[H]eterarchies move us beyond closed hierarchies into a language of complexity, open systems, entanglement of multiple and heterogeneous hierarchies, structural levels, and structuring logics.” (ebd., S. 20)

Dazu soll sich von monistischem und dualistischem Denken abgewandt und Raum für mul-

tiple, verwobene Prozesse geschaffen werden (Grosfoguel 2011, S. 20). Er kritisiert damit ebenfalls sogenannte Identitätspolitik, die nach seiner Analyse nicht gegen das System vorgeht, sondern lediglich die Gleichstellung innerhalb des Systems für eine einzelne Gruppe fordert (ebd., S. 29).

Als Grundlage für eine Sichtbarmachung aller verwobenen Komplexitäten fordert Grosfoguel (ebd.) eine gemeinsame Sprache, die antikapitalistisch, anti-patriarchal, anti-imperialistisch und offen für eine Diversität an Praktiken subalternen Gruppen ist (ebd., S. 32). Daraus soll ein Dialog zwischen diversen kritischen epistemischen, ethischen und politischen Projekten entstehen, der die Schaffung eines Pluriversums vorantreibt (ebd., S. 4).

Brunner (2020) kritisiert zwar ebenfalls den eurozentrischen Universalismus, jedoch nimmt das Thema der Diversität zur Überwindung epistemischer Gewalt bei ihr kaum Raum ein - bis auf die Forderung, epistemische Gewalt transdisziplinär zu konzeptualisieren, um so epistemische Gewalt mit anderen Macht-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnissen in Verbindung setzen zu können (ebd., S. 307, 309).

In diesen Ansätzen finden sich viele Parallelen zur Forderung von „Anerkennung von Diversität“ von Generation FIVE (2007). Der einzige Unterschied liegt in der Differenzierung in Bezug auf die Frage, wer dafür geeignet ist, einen Prozess der Verantwortungsübernahme erfolgreich zu gestalten. Nach Generation FIVE (ebd.) sind das insbesondere Menschen, die in enger Beziehung zu der Gemeinschaft stehen und damit ein gutes Verständnis ihrer jeweiligen Realität und Diversität in Bezug auf Erfahrungen und Perspektiven haben (ebd., S. 30 f.). Dieser Aspekt bleibt in den postkolonialen Perspektiven zur Überwindung epistemischer Gewalt offen.

7.10 Nachhaltigkeit

Zum Thema Nachhaltigkeit und dem Aufbringen von Ressourcen für die Überwindung epistemischer Gewalt schreibt Brunner (2020):

„Kritische Wissenschaft muss sich mit ihren Ressourcen, Privilegien und Freiräumen an diesen Auseinandersetzungen beteiligen und zugleich einräumen, dass sie selbst sehr tief in die Kolonialität von Macht, Wissen und Sein verstrickt und daher nur bedingt geeignet ist, diese hinter sich zu lassen. In diesem Widerspruch findet notwendigerweise jegliche Theoretisierung von (epistemischer) Gewalt statt.“ (ebd., S. 299)

Das bedeutet, dass es nach Brunners Verständnis die Aufgabe von kritischer Wissenschaft

ist, sich an den Kämpfen zur Überwindung epistemischer Gewalt zu beteiligen und dafür auch die ihr zur Verfügung stehenden Privilegien und Zugänge zu nutzen (Brunner 2020, S. 299).

Die anderen Autor*innen benennen das Thema der Ressourcen in ihren Texten nicht. Jedoch ist dieser Aspekt aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit ein sehr zentraler. Denn diese Arbeit zu machen ist anstrengend, von Konflikten geprägt und umkämpft (Generation FIVE (2007, S. 31), Brunner (2020, S. 307), Santos (2019, S. 222)). Zudem ist es keine Arbeit, die sich finanziell „rentiert“:

„Indeed, the post-abysal researcher is at the antipodes of the consultant. The latter is someone whose knowledge has a specific utility with a price tag and for which there is a solvent demand. The post-abysal researcher is someone for whose knowledge there is a huge and urgent, but non-marketable, demand; his or her knowledge is useful for social groups that either cannot imagine having to pay for it or, if they should, cannot afford it“ (ebd., S. 226)

Damit weist die Perspektive der transformativen Gerechtigkeit auf eine große Leerstelle in der Überwindung epistemischer Gewalt hin. Denn in einem Kontext von Wissenschaft, der nicht nur von Kapitalinteressen geprägt ist, sondern in dem die Überwindung epistemischer Gewalt zusätzliche Kosten bedeutet (ebd.), stellt TG die Frage danach, wer für die dafür notwendigen Ressourcen aufkommt und welche Art von Verantwortungsübernahme mit den jeweils zur Verfügung stehenden Ressourcen überhaupt möglich ist (Generation FIVE 2007, S. 31). Diese Fragen sind sehr grundlegend, denn ohne die notwendigen Ressourcen kann epistemische Gewalt weder nachhaltig und stetig aufgebrochen werden, noch können Praktiker*innen vor einer Reproduktion von Ausschlüssen in Forschungsprozessen geschützt werden. Deshalb fordert der Ansatz der TG als ersten Schritt, die Begrenztheit der Ressourcen gegenüber den Praktiker*innen transparent zu machen, damit sie entscheiden können, ob sie unter den jeweiligen Bedingungen mit den Theoretiker*innen kooperieren möchten (ebd.).

7.11 Betroffenenperspektive

Ein zentraler Aspekt von Theorie und Praxis der transformativen Gerechtigkeit ist der Fokus auf die Betroffenenperspektive. Dieser Aspekt ist kein explizites Prinzip in der Auflistung von Generation FIVE (ebd.), jedoch ist er implizit Teil von allen Prinzipien. Da er keiner der expliziten Prinzipien ist, war er nicht als deduktive Kategorie in die Analyse eingebunden, er hat sich jedoch als induktive Kategorie aus der Literatur ergeben und unterstreicht damit noch

einmal mehr die Verwobenheit von Ansätzen postkolonialer Forschung und transformativer Gerechtigkeit.

Für Brunner (2020) entsteht die zentrale Rolle der betroffenen Personen dadurch, dass sie durch ihre Betroffenheit einen besseren Blick für epistemische Gewalt haben und damit in der Analyse als auch der Überwindung wichtige Impulse liefern können (ebd., S. 308).

„Ungeachtet der jeweiligen Konzepte und Begriffe – Exteriorität, Grenzdenken, Entkoppelung, koloniale Differenz und andere – geht es dabei um ein Denken aus der Opposition, aus dem Widerstand heraus, das an den Rändern und Bruchlinien der kolonialen Moderne und inmitten ihrer Widersprüche entsteht. Dieses Denken ist zwar marginalisiert, ausgeschlossen oder von Vernichtung bedroht. Gerade dadurch, so die Annahme, geht es aber auch mit dem bitteren epistemischen Vorteil einher, eben jene (Gewalt-)Verhältnisse, die diese marginalisierte oder verworfene Existenz prägen, potenziell tiefer und besser zu verstehen und zu verkörpern“ (ebd.)

Brunner hebt zudem hervor, dass es für die Einbindung dieser Perspektiven in Anbetracht der „massiven Resilienz epistemischer Systeme“ ebenfalls darum gehe, ästhetische, emotionale, kreative, verkörperte oder auch mystische Quellen des Wissens einzubinden (ebd., S. 307).

Decoloniality Europe geht in ihrem Text nicht explizit auf die spezielle Rolle der betroffenen Personen in der Überwindung epistemischer Gewalt ein, jedoch ist die gesamte Charter darauf ausgelegt, deren Perspektive und Rolle zu schützen und zu stärken (Decoloniality Europe 2013).

Santos (2019) betont für die Überwindung der „kolonialen Universität“ ebenfalls nicht explizit eine spezielle Rolle der betroffenen Personen, sondern sieht sie vor allem als einen wichtigen Bestandteil von einer Diversifizierung von Wissen (s. Kapitel 7.9).

Grosfoguel (2011) weist den Perspektiven und Kosmologien von Subalternen eine zentrale Rolle bei der Dekolonisierung von Wissen zu und fordert, diese ernst zu nehmen (ebd., S. 4). Diese Perspektiven entspringen für ihn aus subalternalisiert rassifizierten, ethnischen und sexuellen Räumen und Körpern (ebd.). Subalternes Wissen definiert er dabei folgendermaßen:

„Subaltern knowledges are those knowledges at the intersection of the traditional and the modern. They are hybrid, transcultural forms of knowledge [...]. These are forms of resistance that resignify and transform dominant forms of knowledge from the point of view of the non-Eurocentric rationality of subaltern subjectivities thinking from border epistemologies.“ (ebd., S. 24)

Die Subjekte dieses subalternen Wissens sind für ihn die Menschen in der Peripherie, die Arbeiter*innen, Frauen, schwule und lesbische Menschen, rassifizierte und kolonialisierte Subjekte, sowie Bewegungen, die sich gegen das System auflehnen (Grosfoguel 2011, S. 24). Dabei hebt er hervor, dass Menschen nicht automatisch aus einer subalternen epistemischen Position denken, nur weil sie unterdrückt werden (ebd., S. 6). Es sei der Erfolg des modernen, kolonialen Systems, welches unterdrückte Menschen epistemisch wie Menschen in dominanten Positionen denken lässt (ebd.).

Subalterne epistemische Perspektiven seien stattdessen solche, die von unten kritische Perspektiven auf hegemoniales Wissen produzieren (ebd.). Dieses Wissen ist nach seinem Verständnis unabdingbar, um Wissen und Wissensproduktion zu dekolonisieren und somit eine „pluriversale, transmoderne Welt“ zu schaffen, in der „realer horizontaler Dialog und Kommunikation zwischen allen Völkern der Erde existieren“ kann (ebd., S. 24, 28)(eigene Übersetzung).

Das in den Texten gezeichnete Bild von der Rolle betroffener Personen spiegelt das entsprechende Verständnis in der transformativen Gerechtigkeit gut wider. Dabei werden die Perspektiven der betroffenen Personen auf Diskriminierung und Gewalt als Ausgangspunkt für Veränderung genommen, um durch ihre Erfahrungen Unterdrückung zu verstehen und zu überwinden. Auch die von Grosfoguel (ebd.) betonte Differenzierung von eigener subalternen Positionierung und die gleichzeitig mögliche Reproduktion von Unterdrückung ist ein Aspekt, der in Prozessen der transformativen Gerechtigkeit zutage treten kann. Er eröffnet damit eine kritische Distanz zu Bedürfnissen und Perspektiven der betroffenen Personen und erreicht damit eine Vermeidung von Absolutheit und Dogmatismus. Stattdessen werden gemeinsame, transformative und emanzipatorische Perspektiven ins Zentrum gerückt und die Aushandlung derer als Teil der Überwindung (epistemischer) Gewalt verstanden.

7.12 Intersektionalität

Die Beachtung der Verschränkungen verschiedener Diskriminierungsstrukturen zur Überwindung epistemischer Gewalt ist eine weitere induktive Kategorie, die bei der Analyse der vier Texte gebildet wurde. Besonders bei Santos (2019) spielt sie eine zentrale Rolle und auch Brunner (2020) und Grosfoguel (2011) beziehen sich darauf.

Die Tradition der transformativen Gerechtigkeit kommt aus einem Kontext der Intersektionalität, vor allem in Bezug auf die Überschneidungen von Diskriminierung aufgrund von Rassifizierung und Gender (Flox 2019). Deswegen spielt Intersektionalität in dem Sinne keine

isolierte Rolle, da intersektionale Diskriminierung den Ausgangspunkt und nicht nur ein einzelnes Element von transformativer Gerechtigkeit darstellt. Ein intersektionales Verständnis ist die Basis des Gewaltverständnisses von transformativer Gerechtigkeit (Flox 2019). Wie wird die Rolle von Intersektionalität für die Überwindung epistemischer Gewalt in der post-kolonialen Forschung eingeschätzt?

Für Santos (2019) ist der Kampf gegen die „koloniale Universität“ ganz zentral mit dem Kampf gegen die „kapitalistische Universität“ verzahnt - „[t]hese are relatively autonomous struggles, but the success of each of them depends on the success of the other“ (ebd., S. 221). In seinen Überlegungen bezieht er sich dabei vor allem auf die Überschneidungen von Kolonialismus, Patriarchat und Kapitalismus. Auch bei der Betrachtung der Überwindung epistemischer Gewalt betont er diese Verzahnungen für die Dekolonisierung der Universität.

„No single body of knowledge, no matter how ample or sophisticated, can by itself guarantee the success of any relevant social struggle, given the complex interweaving of the different modes of domination, the different time-spaces in which they operate, and the different histories-memories through which they frame individual and collective subjectivities.“ (ebd., S. 237)

Die Überwindung epistemischer Gewalt sei dabei ein Baustein für dekoloniale Interventionen an der Universität, die sich unter anderem auf Zulassungs- und Karrierebedingungen, Lehr- und Forschungsinhalte, Wissensdisziplinen, Curriculum und Syllabi, Lern- und Lehrmethoden, die institutionelle Struktur der Universität und deren Verbindungen zur Gesellschaft beziehen müssen (ebd., S. 221). Damit betont er nicht nur die Verschränkungen von Diskriminierungsstrukturen innerhalb von Wissen und Wissensproduktion, sondern auch die Verschränkungen dieses Wissens und dieser Wissensproduktion mit anderen (institutionellen) Faktoren, welche die Reproduktion einer kolonialen Universität und epistemischer Gewalt verursachen.

Eine weiterer Faktor ist für ihn der Umgang mit nationalen und kolonialen Sprachen. Für eine erfolgreiche Dekolonisierung brauche es eine neue Beziehung zwischen diesen Sprachen (ebd., S. 237). Er führt jedoch nicht aus, wie diese neue Beziehung aussehen und gelingen kann.

Ein intersektionales Verständnis von epistemischer Gewalt bedeutet für Santos (ebd.) zudem, dass bei Interventionen immer beachtet werden muss, was sie für potenzielle (negative) Folgen auf andere Diskriminierungsstrukturen mit sich bringen können (ebd., S. 221). Auch Brunner (2020) wendet eine intersektionale Perspektive auf die Konzipierung und

Überwindung epistemischer Gewalt an. Die Überwindung epistemischer Gewalt ist laut Brunner „kein individueller Prozess [...], sondern [findet] stets in Verbindung zu anderen Positionen und Personen [statt] [...] [und durchquert] nicht nur intellektuelle, sondern immer auch materielle und emotionale Dimensionen“ (Brunner 2020, S. 307). Das bedeutet für sie, dass die notwendigen epistemischen Auseinandersetzungen nicht allein von der Wissenschaft geführt werden können, sondern in Verbindung mit sozialen Bewegungen und politischen Kämpfen geführt werden müssen (ebd.).

Für Grosfoguel (2011) kann die Überwindung kolonialer Strukturen ebenfalls nur auf intersektionale Art und Weise gelingen:

„Accordingly, to move beyond this system the struggle cannot be just anti-capitalist but an anti-systemic decolonial liberation. Anti-systemic decolonization and liberation cannot be reduced to only one dimension of social life such as the economic system (capitalism) like it happened with the twentieth century Marxist left. It requires a broader transformation of the sexual, gender, spiritual, epistemic, economic, political, linguistic, aesthetic, pedagogical and racial hierarchies of the 'modern/colonial western-centric Christian-centric capitalist/patriarchal world-system.' ” (ebd., S. 13)

Er betont, dass kein radikales Projekt erfolgreich sein könne, welche diese Hierarchien nicht in ihrer Gesamtheit aufricht (ebd., S. 29). Um diese Diversität an Unterdrückungen ausreichend abzubilden, fordert er neue (sprachliche) Konzepte, die außerhalb der dominanten Paradigmen, Zugänge, Disziplinen und Felder konzipiert werden müssen (ebd., S. 19).

7.13 Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit in der Überwindung epistemischer Gewalt in postkolonialer Forschung

Die Analyse der Texte hat ergeben, dass die vier Autor*innen viele Ansätze zur Überwindung epistemischer Gewalt teilen, jedoch verschiedene Schwerpunkte setzen. So fokussiert sich Brunner (2020) insbesondere auf die Konzipierung und Sichtbarmachung epistemischer Gewalt und sieht ein großes Potenzial in der Schaffung gemeinsamer Institutionen von Praktiker*innen und Theoretiker*innen. Decoloniality Europe (2013) betont vergleichsweise stark die Aspekte der Machtverlagerung und des Schutzes von Praktiker*innen. Diese Aspekte werden jedoch von den anderen Autor*innen kaum beachtet. Santos (2019) und Grosfoguel (2011) fordern vor allem mehr Platz für Diversität, Santos (2019) hebt dabei vor allem Verschränkungen mit anderen Machtstrukturen hervor, während Grosfoguel (2011) stark das transformative Potenzial von Betroffenenperspektiven betont.

Insgesamt finden sich alle Aspekte der transformativen Gerechtigkeit nach Generation FIVE (2007) in den vier Texten wieder. Dabei sind besonders die Aspekte der Diversi-

tät und der gemeinsamen Institutionen vertreten. Am wenigsten Beachtung bekommt der Aspekt der Nachhaltigkeit, gefolgt von der Kategorie „Unterstützung, Sicherheit und Schutz für betroffene Personen“. Auch die Forderungen nach kollektivem Handeln und der Verantwortungsübernahme werden vergleichsweise wenig in den Texten thematisiert. Die größte Überschneidung zwischen den Ausführungen der Autor*innen liegt im Bereich der Forderung nach gemeinschaftlichen Institutionen. Diese Kategorie ist zudem die einzige, die neben dem Ziel der Befreiung in allen vier Texten vorkommt.

Dadurch entsteht insgesamt das Bild, dass in der postkolonialen Forschung Aspekte wie Diversität und das Aufbrechen von exklusiven akademischen Räumen bereits viel Beachtung im Kampf gegen epistemische Gewalt erfahren. Konkrete Aspekte der Verantwortungsübernahme, der Machtverlagerung, des Schutzes von Praktiker*innen und des sich gemeinsamen Einsetzens gegen epistemische Gewalt sind Aspekte der transformativen Gerechtigkeit, die im Unterschied dazu noch sehr wenig Raum finden. Die größte Leerstelle findet sich in der Frage nach Ressourcen, die eine solche Arbeit langfristig und nachhaltig ermöglichen. Insgesamt kann also gesagt werden, dass aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit in der postkolonialen Forschung der Schritt von der Theorie zur Praxis der Überwindung epistemischer Gewalt und deren Folgen mehr Beachtung bekommen sollte. Für die Umsetzung dieses Schrittes kann die Praxis der transformativen Gerechtigkeit neue Impulse und Perspektiven liefern.

In der Analyse wurden auch einige Aspekte beleuchtet, welche die Praxis und Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit erweitern könnten. So differenziert Santos (2019) zwischen Wissen, das vernichtet werden muss und Wissen, das so verändert werden kann, dass es die Überwindung von Gewalt unterstützt (ebd., S. 225). Das eröffnet zum Beispiel im Kontext von gender-basierter Gewalt Perspektiven in Bezug auf Männlichkeiten und stellt die Frage danach, welche Teile von Männlichkeit überwunden werden müssen, welche aber auch verändert werden können, um das Patriarchat zu bekämpfen. Diese Perspektive ist mir in der Literatur transformativer Gerechtigkeit bisher noch nicht begegnet, steht jedoch in Verbindung mit der Kritik an Binaritäten und Dualismen (s. Kapitel 2), indem nicht jegliche Formen von Männlichkeit pauschal abgelehnt werden.

8 Postkolonial forschen mit den Grundsätzen der transformativen Gerechtigkeit: Möglichkeiten und Grenzen

In diesem Kapitel meiner Masterarbeit widme ich mich der Zusammenführung und Weiterentwicklung von den Ansätzen der postkolonialen Forschung zur Überwindung epistemischer Gewalt und den Perspektiven der transformativen Gerechtigkeit. Diese Zusammenführung geschieht entlang der vier Ebenen der transformativen Gerechtigkeit nach Generation FIVE (2007, S. 5 f.) (siehe dazu auch Abbildung 1 in Kapitel 3) und dem Aspekt der Sichtbarmachung epistemischer Gewalt.

Zudem werde ich die jeweiligen Leerstellen und Grenzen diskutieren: Welche Schwierigkeiten ergeben sich bei der Übertragung von transformativer Gerechtigkeit auf die Überwindung epistemischer Gewalt? Welche Elemente sind dabei nur begrenzt übertragbar? Und welche Grenzen sind der Überwindung epistemischer Gewalt generell gesetzt?

Diese Zusammenführung kann sowohl von Theoretiker*innen, als auch Praktiker*innen genutzt werden, um weiterführende Impulse für möglichst transformative Forschungsprozesse zu erhalten.

8.1 Sichtbarmachung epistemischer Gewalt

Um epistemische Gewalt in ihrer Wirkung begreifen und dagegen vorgehen zu können, muss sie sichtbar gemacht werden (Brunner 2020; Grosfoguel 2011; Santos 2019). Für einen Forschungsprozess könnte dafür beispielsweise mit dem von Brunner (2020) und Santos (2019) vorgeschlagenen Ansatz der Schweigezonen gearbeitet werden (Brunner (2020, S. 307), Santos (2019, S. 226)). Dafür könnten Theoretiker*innen benennen, welche Perspektiven in ihrem Forschungsprozess keinen oder nur wenig Raum bekommen, an welchen Stellen sie Entscheidungen ohne Praktiker*innen treffen und welche Rolle darin Strukturen und Ressourcen spielen. Damit unterstreichen Theoretiker*innen ebenfalls die Einschränkungen ihrer Ergebnisse und Perspektiven und verstärken nicht den Diskurs einer wissenschaftlichen, allgemeingültigen, objektiven „Wahrheit“, sondern lassen Platz für Diversitäten und weisen auf Leerstellen hin. Anschließend an Brunner (2020) können Theoretiker*innen zudem ihre Annahmen und sozialen Kategorien transparent machen (ebd., S. 309), um darin eingebettete Machtstrukturen sichtbar zu machen und zu überwinden. Das könnte beispielsweise geschehen, indem sie Kategorien und Begriffe anders verwenden als der dominante wissenschaftliche Diskurs.

In Bezug auf die Benennung und Sichtbarmachung epistemischer Gewalt wäre es aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit zudem wichtig, dass sich der Diskurs dahingehend verschiebt, Theoretiker*innen nicht erst von den Wirkungsweisen epistemischer Gewalt überzeugen zu müssen, damit diese sich für ihre Überwindung einsetzen. Stattdessen sollte ein Fokus darauf gesetzt werden, Betroffenen von Gewalt mit ihren Erfahrungen ernst zu nehmen, auch wenn die Gewalt nicht für alle auf gleiche Weise sichtbar und spürbar ist. Privilegien lösen aus, dass gewisse Unterdrückungsmechanismen von privilegierten Menschen nicht vollständig nachvollziehbar sind, indem Privilegien wie Scheuklappen wirken (vgl. Heinemann/Varela/do Mar 2016). Wenn der Anspruch der vollständigen Nachvollziehbarkeit für alle Beteiligten aufgegeben wird, werden Räume eröffnet, von betroffenen Personen zu lernen und für Gewalt Verantwortung zu übernehmen.

8.2 Sicherheit, Heilung und Handlungsfähigkeit der betroffenen Personen

Die erste Ebene der Transformation ist laut Generation FIVE (2007) die Herstellung der Sicherheit, Heilung und Handlungsfähigkeit der betroffenen Personen.

Theoretiker*innen in der Entwicklungsforschung debattieren darüber, inwiefern und wem gegenüber sie zur Offenheit bezüglich ihres Forschungsprozesses verpflichtet sind, unter anderem aus dem Gedanken heraus, Praktiker*innen vor potentiell negativen Auswirkungen der Forschung zu schützen (Englert/Dannecker 2014). Das betrifft verschiedene Fragen, wie zum Beispiel (ebd.): Sollten Theoretiker*innen sich offiziell in dem jeweiligen Land anmelden, wenn sie dorthin eine Forschungsreise machen? Inwiefern sollten Praktiker*innen über die Forschungsinhalte und den Rahmen der Forschung informiert sein? Auch finden sich Theoretiker*innen, die entscheiden, ihre eigene Identität nicht vollständig transparent zu machen, damit sich die Praktiker*innen nicht von ihnen distanzieren (ebd., S. 256).

Der in der Analyse diskutierte Grundsatz der Machtverlagerung setzt die Möglichkeit voraus, dass Praktiker*innen die Teilnahme an Entscheidungen innerhalb eines Forschungsprozesses überhaupt erst ermöglicht wird. Besonders für die Handlungsfähigkeit ist es von zentraler Bedeutung, dass Praktiker*innen selbst Entscheidungen treffen können, wie Forschungsprozesse gestaltet werden und wie mit ihrem Wissen umgegangen werden soll (siehe dazu vor allem Decoloniality Europe 2013; Generation FIVE 2007, S. 27). Das würde bedeuten, dass die Frage, inwiefern der Staat von der Forschung erfährt, von den Praktiker*innen entschieden wird, denn sie sind am Ende diejenigen, die von möglichen Folgen betroffen sind. Es impliziert darüber hinaus, dass die Praktiker*innen wissen, wer die Theoretiker*innen sind, wie Ressourcen verteilt sind und was mit ihrem Wissen geschieht. In dem Moment, in

dem Theoretiker*innen in Kontakt mit Praktiker*innen treten, kann es zudem sinnvoll sein, dass Theoretiker*innen sich ihrer eigenen Rolle, Positionierung und Praxis bewusst sind, um diese dann den Praktiker*innen kommunizieren zu können. Dann können diese wiederum entscheiden, ob sie die Zusammenarbeit mit den jeweiligen Theoretiker*innen als gut und sinnvoll empfinden. Nur so können sie für sich eine gute Entscheidung treffen und werden in ihren Bedürfnissen und Grenzen ernst genommen, statt im schlimmsten Fall manipuliert und entmündigt zu werden.

Im Kontext der Wissensproduktion ist es klassischerweise so, dass Theoretiker*innen die Macht haben, die sozialen Realitäten der Praktiker*innen zu beschreiben, und ihnen wird zugetraut, dass sie diese Realitäten teilweise sogar besser verstehen als die Praktiker*innen selbst (Decoloniality Europe 2013). Diese Macht muss aus den Perspektiven der transformativen Gerechtigkeit und der postkolonialen Forschung verlagert werden (s. Kapitel 7.5). Das impliziert, dass sich Theoretiker*innen als Lernende und Beobachtende verstehen, die ihre Ressourcen und Zugänge den Praktiker*innen zur Verfügung stellen. Angelehnt an Decoloniality Europe geht mit einer Machtverlagerung in der Forschung ebenfalls einher, dass Theoretiker*innen das Privileg der Definition von Kontext, Schwierigkeiten und Einordnung der Kämpfe der Praktiker*innen aufgeben (ebd., S. 3–5). Eine wichtige Voraussetzung dafür ist, dass der gesamte Forschungsprozess, inklusive der Ergebnisse, den Praktiker*innen in ihrer Sprache zugänglich gemacht wird.

Ein Teil der Überwindung epistemischer Gewalt in der postkolonialen Forschung ist eine enge Verzahnung von Theoretiker*innen, sozialen Bewegungen und Betroffenen epistemischer Gewalt (Brunner 2020; Decoloniality Europe 2013; Grosfoguel 2011; Santos 2019). Theoretiker*innen werden dabei in die Verantwortung genommen, soziale Bewegungen in ihren Forderungen und ihrer Arbeit zu unterstützen, unter anderem indem sie ihre Privilegien als Wissenschaftler*innen nutzen.

Die Perspektive der von epistemischer Gewalt betroffenen Personen als Ausgangspunkt sowohl für Analysen als auch für Interventionen zu nehmen, ist von Bedeutung, da sie aufgrund ihrer Betroffenheit ein tieferes und diverses Verständnis von epistemischer Gewalt verkörpern (vgl. Brunner (2020, S. 307 f.), Santos (2019)). Damit diese Perspektiven den entsprechenden Raum einnehmen können, müssen sich Theoretiker*innen damit auseinandersetzen, was sie tun können, um Praktiker*innen mit ihren Erfahrungen einzuladen, zu stärken und zu schützen. Die Beantwortung dieser Fragen sollte im Dialog mit den Prakti-

ker*innen geschehen. Während eines Forschungsprozesses kann dieser Aspekt zum Beispiel durch subjektzentrierte Analysen und Forschungsmethoden umgesetzt werden. So bietet beispielsweise die Nutzung der Grounded Theory viele Möglichkeiten der gemeinsamen Reflexion des Forschungsinteresses sowie der entstehenden Theorien und Analysen. Auch die Nutzung der Participatory Action Research ermöglicht es, die Perspektiven der Praktiker*innen als Ausgangspunkt zu nehmen.

8.3 Verantwortungsübernahme und Transformation der gewaltausübenden Personen

Verantwortungsübernahme bedeutet für Generation FIVE (2007) die Anerkennung der Verletzungen, die durch die Gewalt verursacht worden sind, sowie der negativen Auswirkungen auf weitere Individuen und die Gemeinschaft. Im Kontext von epistemischer Gewalt schließt diese Forderung an den Aspekt der Sichtbarmachung von Gewalt und an die Forderung von Santos (2019) an, Erzählungen von Kolonialismus und Modernität zu verändern und die darin inhärente Gewalt zu thematisieren (ebd., S. 222).

Um dem nachzukommen, könnten sich Universitäten zum Beispiel durch Ausstellungen, Bildungsarbeit oder wissenschaftlichen Veröffentlichungen dem Thema Gewalt und Unterdrückung durch Wissen und Forschung widmen. Im Zuge dessen könnten sie ebenfalls ihre Verantwortung bei der (Re-)Produktion epistemischer Gewalt diskutieren und Perspektiven und Forderungen betroffener Personen epistemischer Gewalt sichtbar machen.

Auch Debatten über Entschädigungen könnten hier Platz finden, wie zum Beispiel Santos sie fordert (ebd., S. 221). Dies könnte beispielsweise über die Umverteilung oder die Rückgabe von Löhnen und Geldern geschehen, die mit der Reproduktion epistemischer Gewalt in Verbindung stehen. Eine Form der Reparation und Verantwortungsübernahme könnte außerdem sein, Veröffentlichungen zurückzunehmen, die gesellschaftliche Ausschlüsse und Diskriminierung (re-)produzieren, und die entsprechenden betroffenen Personen um Entschuldigung zu bitten.

Die Forderungen nach Transformation von Einstellungen und Verhaltensweisen, um weitere Gewalt zu verhindern, sind sowohl Teil der Forderungen von Generation FIVE (2007), als auch von Brunner (2020) und Decoloniality Europe (2013). Dies könnte beispielsweise durch Gruppen von Theoretiker*innen geschehen, die sich gemeinsam mit ihren gelernten Vorgehensweisen beschäftigen. So könnten beispielsweise innerhalb von Universitäten und

Instituten Räume geschaffen werden, in denen sich *weiße* Theoretiker*innen mit internalisierten Rassismen beschäftigen und zusätzlich mit der Frage, welche Rolle diese in ihren Forschungsprozessen, im Umgang mit (nicht-*weißen*) Praktiker*innen und ihrem Wissenschaftsverständnis einnehmen.

Verantwortungsübernahme bedeutet ebenfalls, dass sich Theoretiker*innen mit eigenen Perspektiven und Privilegien bezüglich einer Feldforschung bereits vor dem Forschungsprozess beschäftigen und sich zu den Wirkungsweisen von epistemischer Gewalt und zu den Kontexten vor Ort weiterbilden. Dafür können sich Theoretiker*innen mit Forderungen von Praktiker*innen auseinandersetzen, bewusst disziplinäre Grenzen aufbrechen und gemeinsam Prozesse des (Ver-)Lernens gestalten - immer wieder in Rückkopplung mit den Perspektiven und Bedürfnissen der Praktiker*innen. Es wäre außerdem eine Möglichkeit, dass Theoretiker*innen vor einem Forschungsaufenthalt die Praktiker*innen fragen, welche Literatur, Filme, Videos, Podcasts oder auch beispielsweise Zines sie als Ressourcen für den Aufbau eines grundlegenden geteilten Verständnisses wichtig fänden. Vor allem die Errichtung von gemeinschaftlichen Institutionen kann für solch eine Forschungspraxis Räume eröffnen und parallel dazu Bewegungen aufbauen, die Dritte zur Verantwortung ziehen, wie zum Beispiel die Universität, andere Theoretiker*innen oder staatliche Institutionen (vgl. Santos 2019, S. 234).

Daran anschließend stellt sich die Frage, welche Menschen mit welchen Positionierungen erfolgreich epistemische Gewalt in Forschungsprozessen überwinden können und welche Strukturen es braucht, um das Machtgefälle aufgrund von Privilegien im Kontext von Wissensproduktion möglichst gut aufzubrechen.

Eine Möglichkeit dahingehend wäre zum Beispiel eine diverse Zusammenstellung des Forschungsteams im Hinblick auf Gender, Rassismusbetroffenheit, Klasse, Behinderung, Herkunft, Religion und sexueller Orientierung - je nach Forschungsfeld und Kontext. Dabei ist jedoch ebenfalls die Frage zu diskutieren, welche Diskriminierungsstrukturen mit einbezogen werden sollten. Dadurch, dass es viele verschiedene Betroffenheiten und Unterdrückungen gibt, ist nicht immer klar, wer in einer Machtposition gegenüber wem steht. Deswegen ist es umso wichtiger, über gemeinsame Räume des Austausches und des (Ver-)Lernens Beziehungen aufzubauen, und darin Platz für Komplexitäten und Diversität zu schaffen.

Verantwortungsübernahme braucht viele Ressourcen und ist für alle Beteiligte potenziell mit viel Anstrengung und Unsicherheit verbunden. So kann es auch für Theoretiker*innen

ein schmerzhafter und unangenehmer Prozess sein, sich mit ihren Perspektiven auseinanderzusetzen, die unter Umständen epistemische Gewalt und gesellschaftliche Ausschlüsse reproduzieren. Deswegen kann es sinnvoll sein, dem Impuls von Generation FIVE (2007) nachzugehen und über verschiedene Mechanismen nachzudenken, um Menschen kurz- und langfristig zur Verantwortungsübernahme zu bewegen (ebd., S. 29). Diese könnten gemeinsam fixierte Termine mit Gruppen der Verantwortungsübernahme sein, es könnten Selbstverpflichtungen von Theoretiker*innen verfasst, regelmäßige Feedback- und Supervisionsräume fest in Forschungsprozessen verankert, oder Vereinbarungen zwischen zwei bis drei Theoretiker*innen getroffen werden, die sich gegenseitig in ihren (Ver-)Lernprozessen begleiten. Dabei kann es von Vorteil sein, wenn die Gruppen und Räume der Verantwortungsübernahme nicht nur aus *weißen*, privilegierten Theoretiker*innen aus dem globalen Norden bestehen. Stattdessen sollten bewusst Betroffenenperspektiven eingebunden werden, die Forderungen und Kritik formulieren können. Diese können helfen, von epistemischer Gewalt geprägte Bilder und Muster sichtbar zu machen und zu überwinden.

Verantwortungsübernahme in Bezug auf Ressourcen kann ebenfalls bedeuten, dass Rollen innerhalb von Forschungsprozessen entsprechend verschiedener Positionierungen und Privilegien verteilt werden und Theoretiker*innen beispielsweise mehr Ressourcen zur Verfügung stellen. Somit hätten Betroffene von epistemischer Gewalt nicht auch noch zusätzliche Verantwortung innerhalb des Forschungsprozesses und könnten sich auf ihre Bedürfnisse und Perspektiven konzentrieren.

8.4 Resonanz und Verantwortungsübernahme der Gemeinschaft

Wie im dritten Kapitel beschrieben, nimmt bei transformativer Gerechtigkeit die Gemeinschaft eine zentrale Rolle des füreinander Sorgens, des (Ver-)Lernens und der Verantwortungsübernahme ein. Jedoch ist selbst im Kontext der „klassischen“ transformativen Gerechtigkeit für viele Menschen unklar, zu welcher Gemeinschaft sie gehören. Viele Menschen sind in mehreren verschiedenen Kontexten eingebunden, von Hobbys, Wohnformen und Sportgruppen über Erwerbsarbeit und freiwilligem Engagement. Deswegen ist oft nicht klar, wer nun die Menschen sind, die sowohl im Alltag als auch nach Vorfällen von Gewalt bereit sind, Verantwortung füreinander zu übernehmen.

Gemeinschaften zeichnet neben einem geteilten Verständnis für ihre Praxis, Werte und Analysen durch ein hohes Maß an gegenseitigem Vertrauen aus (ebd., S. 29 f.). Dieses Vertrauen ist eine wichtige Grundlage, damit sich gewaltausübende sowie betroffene Personen

innerhalb einer Gemeinschaft auf einen Prozess der Verantwortungsübernahme einlassen können, der oft mit großen Unsicherheiten für alle Beteiligte einhergeht (Awarenetz und IGNITE! 2021).

Bei der Übertragung von transformativer Gerechtigkeit auf den Kontext von Wissenschaft ist unklar, wo sich Gemeinschaften dieser Art finden und aufbauen können. Gerade wenn es um Gemeinschaften geht, die gemeinsam Verantwortung für epistemische Gewalt übernehmen wollen, sind diese Menschen wahrscheinlich in verschiedenen Kontexten eingebunden und eine gemeinsame vertrauensvolle Basis muss erst aufgebaut werden.

Sowohl Generation FIVE (2007), als auch Brunner (2020), Santos (2019) und Grosfoguel (2011) fordern, dass Menschen auch über geografische Grenzen hinweg gemeinsam gegen (epistemische) Gewalt aktiv werden. Dabei betonen sie die Wichtigkeit, den jeweiligen Kontext zu beachten, um strategisch wirksam agieren zu können (s. Kapitel 7.8). Praktisch könnte das bedeuten, dass Theoretiker*innen und Praktiker*innen sich zusammenfinden und gemeinsam versuchen zu analysieren, wie sie die Wirkung epistemischer Gewalt in ihren Kontexten wahrnehmen, was darin wiederkehrende Muster sind, wo sich Widerstände dagegen bilden und mit welchen Hürden sie bei der Überwindung dieser Gewalt konfrontiert sind. Nach der Analyse können Entscheidungen getroffen werden, welche Ansatzpunkte strategisch sinnvoll erscheinen und realistisch umsetzbar sind.

Ein weiterer Teil des kollektiven Handelns ist nach Generation FIVE (2007) und Grosfoguel (2011) die Unterstützung von betroffenen Personen. Dafür wird gefordert, Räume zu schaffen, in denen sie gehört und gesehen werden und sie somit aus ihrer Isolation zu befreien (Generation FIVE (2007, S. 29 f.), Grosfoguel (2011, S. 25)). Für die Öffnung solcher Räume gibt es verschiedene Möglichkeiten. Sowohl aus der Perspektive der Machtverschiebung, des Schutzes, als auch der Betroffenenzentrierung ist es wichtig, mit Praktiker*innen in Kontakt zu treten und sie entscheiden zu lassen, ob, wie und unter welchen Bedingungen sie ihr Wissen und ihre Perspektiven teilen wollen. Diese Bedürfnisse können dann wiederum im Sinne der Verantwortungsübernahme von Theoretiker*innen unterstützt und umgesetzt werden.

Laut Generation FIVE (2007) und Santos (2019) ist die Grundlage für ein kollektives Handeln gegen (epistemische) Gewalt eine geteilte politische Analyse und eine Positionierung der Theoretiker*innen an der Seite der emanzipatorischen Kämpfe. Diese geteilte Analyse auszuhandeln kann bereits ein wichtiger Schritt sein, um das Risiko der Reproduktion von epistemischer Gewalt kollektiv zu reduzieren und um eine Forschungspraxis zu entwickeln,

die epistemische Gewalt aktiv verringert und überwindet.

In der Forschung herrscht klassischerweise eine klare Trennung von Theoretiker*innen und Praktiker*innen. Aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit und der post- und dekolonialen Autor*innen muss diese Trennung aufgebrochen und stattdessen die Beziehung zwischen den Menschen ins Zentrum gerückt werden (s. Kapitel 7.4). Die Übertragung der Grundsätze transformativer Gerechtigkeit auf Wissensproduktion bringt damit kein einheitlich definiertes Vorgehen mit sich.

Wie können Räume geschaffen werden, in denen sich Menschen mit verschiedenen Zugängen, Perspektiven und Arten von Wissen begegnen und verstehen können? Aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit und der postkolonialen Forschung sind das Orte, an denen langfristig Beziehungen, Vertrauen und Verständnis füreinander und die jeweiligen Kontexte aufgebaut und gelebt werden (s. Kapitel 7.4). Im Kontext von Wissensproduktion könnte das beispielsweise in transdisziplinären Gruppen geschehen, in denen Theoretiker*innen aus verschiedenen Disziplinen, Organisationen aus der Zivilgesellschaft und sozialen Bewegungen miteinander kooperieren. Diese Gruppen könnten gemeinsam eine Strategie des sozialen und epistemischen Wandels verfolgen und diese zusammen umsetzen. So kann ein langfristiges gegenseitiges Verständnis und eine gegenseitige Bereicherung entstehen, wie beispielsweise Santos (2019) sie vorschlägt.

Diese Gruppen können zudem Orte sein, um gemeinsam auf andere Zukunftsperspektiven hinzuarbeiten (vgl. Brunner 2020, S. 306 f.). In diesen Räumen wäre ebenfalls Platz für eine kontinuierliche gemeinsame Reflexion von Machtdynamiken während Forschungsprozessen und es wäre Raum für Bedürfnisse, Grenzen und Feedback von Praktiker*innen - vor einem Forschungsprozess, währenddessen und danach.

Damit diese Räume entstehen und ihr transformatives Potenzial nutzen können, müssen Ressourcen zur Verfügung gestellt werden. Diese Ressourcen sind sowohl zeitlicher, emotionaler, politischer und finanzieller Natur, indem zum Beispiel Reisen, Übersetzer*innen, oder auch Sprachkurse finanziert werden.

Generation FIVE (2007) stellt aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit die Frage, wer dafür geeignet ist, Verantwortungsübernahme anzustoßen, Praktiker*innen zu unterstützen und für ihre Sicherheit zu sorgen, da dafür die Beachtung der jeweiligen diversen Begebenheiten, Erfahrungen und Bedürfnisse der Praktiker*innen von zentraler Bedeutung ist (ebd., S. 30 f.). Aus der Perspektive der TG sind das Menschen, die den Prakti-

ker*innen nahe stehen und damit Einblicke in die jeweiligen Kontexte und Strukturen haben (Generation FIVE 2007, S. 30 f.). Das würde für den Kontext von Wissensproduktion bedeuten, dass es helfen kann, Menschen in den Forschungsprozess einzubinden, die den wissenschaftlichen Kontext und zusätzlich den der Praktiker*innen kennen, um eine Art Übersetzungsarbeit machen zu können. Dies zu ermöglichen kann ein bewusster Prozess sein, indem sowohl Praktiker*innen als auch Theoretiker*innen Menschen dabei unterstützen, beide Kontexte kennen zu lernen, sich entsprechend weiterzubilden und so eine gemeinsame Sprache zu finden (vgl. Grosfoguel 2011, S. 32). Zudem kann es helfen, dass vor einer Zusammenarbeit die Theoretiker*innen menschlich und inhaltlich mit den Praktiker*innen in Verbindung treten. Das könnte zum Beispiel durch ein „Mitleben“ der Theoretiker*innen erfolgen, oder dadurch, dass Praktiker*innen Theoretiker*innen verschiedene Materialien zur Verfügung stellen, mithilfe derer die Theoretiker*innen den Kontext der Praktiker*innen besser einordnen und verstehen können.

8.5 Transformation der kollektiven und sozialen Konditionen, die Gewalt hervorrufen und aufrechterhalten

Dadurch, dass epistemische Gewalt schwerer greifbar ist als beispielsweise physische Gewalt, ist ihre Überwindung ebenfalls schwerer messbar. In Prozessen der transformativen Gerechtigkeit werden oft verschiedene Forderungen, Ziele und Bedürfnisse von den betroffenen Personen formuliert, woran sich die Menschen in der Gemeinschaft orientieren können (Awarenetz und IGNITE! 2021, S. 20). Diese Forderungen können sowohl gegenüber der Gemeinschaft als auch gegenüber der gewaltausübenden Person formuliert werden und können Themen umfassen wie die Bereitstellung finanzieller Mittel für eine Therapie, die Meidung gewisser Räume oder die Auseinandersetzung mit bestimmten Dynamiken. Bei der Erreichung dieser Ziele werden betroffene und gewaltausübende Personen von ihrer Gemeinschaft unterstützt (ebd.). Die Formulierung von Zielen kann auch im Kontext von postkolonialer Forschung dazu beitragen, die Überwindung von epistemischer Gewalt innerhalb eines Forschungsprozesses greifbarer zu machen.

So verändert die Zusammenführung der transformativen Gerechtigkeit nach Generation FIVE (2007), sowie insbesondere der Forderungen von Santos (2019), Decoloniality Europe (2013) und Grosfoguel (2011) in Bezug auf das Ziel der Transformation vor allem die Zielsetzung von Forschung im Allgemeinen. Die Autor*innen fordern, dass Praktiker*innen in ihren Kämpfen durch die Produktion von Wissen unterstützt und ihre Kämpfe und Forderungen

in akademischen Räumen sichtbar werden - in Zusammenarbeit mit den Praktiker*innen (Decoloniality Europe 2013; Santos 2019, S. 2 f., 5). Dadurch würden sie gemeinsam das Ziel verfolgen, durch Forschung aktiv hegemoniale Strukturen und Dualismen in Wissenschaft und Wissensproduktion abzubauen und soziale Kämpfe zu unterstützen (Decoloniality Europe 2013, S. 2 f., 5).

So können Wissenschaft und Forschung genutzt werden, um sowohl gesellschaftliche Bilder als auch Strukturen zu verändern. Anderes Wissen und andere Erzählungen von gesellschaftlicher Realität und Geschichte können helfen, selbst festgefahrene Bilder und Ausschlüsse zu destabilisieren, dekonstruieren und zu transformieren. Um diese Veränderungen zu erreichen, müssen unter Umständen verschiedene Strukturen an der Universität angepasst werden, wie zum Beispiel Finanzierungslogiken, Zeithorizonte für Forschungsprojekte, oder auch indem Forschungsprozesse hin zu langfristigen Kooperationen und der Schaffung von gemeinschaftlichen Institutionen entwickelt werden.

Epistemische Gewalt bewirkt, dass viele Perspektiven und Erfahrungen in der Wissenschaft keinen oder sehr wenig Raum finden und die eigentlich vorhandene Diversität nicht abgebildet wird. Deswegen fordern postkoloniale Wissenschaftler*innen die Sichtbarmachung der Vielseitigkeit an Kämpfen, Realitäten und Perspektiven und die Nutzung von verschiedenen Ansätzen, um epistemische Gewalt zu überwinden (Santos 2019, S. 230). Ein Weg dies zu tun könnte beispielsweise sein, bewusst nach unsichtbaren Perspektiven in der Wissenschaft zu suchen und diese sichtbar zu machen, oder Wissen so zu verändern oder zu ergänzen, dass der eigentlichen Diversität Rechnung getragen wird. Die Forderung der transformativen Gerechtigkeit nach Veränderung von Institutionen und Konditionen, die Gewalt (re)produzieren (Generation FIVE 2007, S. 29), könnte zum Beispiel durch die institutionelle Verankerung von Wissen erfüllt werden, das von epistemischer Gewalt unterdrückt wurde.

Die Sichtbarmachung kann dabei verschiedene Formen annehmen, wie die Produktion von Videos, Büchern, Comics, Podcasts, Kunstaussstellungen, Lesungen, Theaterstücken, Liedern, Zines, Tänzen oder der Organisation von Kongressen und Demonstrationen. Dies könnte ein Weg sein, nicht-akademische Formen des Wissens und der Wissensweitergabe zu rekonstruieren und zu validieren (vgl. Santos (2019, S. 226), Grosfoguel (2011, S. 4)). So können sich verschiedene Arten von Wissen bereichern und es kann Platz für alte und neue Verbindungen und Verwobenheiten entstehen (vgl. Santos (2019, S. 236 f.), Grosfoguel (2011, S. 20)).

Angelehnt an Santos (2019) wäre ein erster Schritt für eine intersektionale Praxis zur Überwindung epistemischer Gewalt, andere damit zusammenhängende Kämpfe zusätzlich in den Blick zu nehmen. Denn die Überwindung epistemischer Gewalt wird vollständig nicht möglich sein, während kapitalistische, patriarchale, spirituelle, ökonomische, politische, sprachliche, ästhetische, pädagogische, rassistische und koloniale Ausschlüsse weiterhin bestehen (Grosfoguel (2011, S. 13), Santos (2019, S. 221)). Um dem Rechnung zu tragen, heben vor allem Brunner (2020) und Grosfoguel (2011) hervor, dass Theoretiker*innen sich mit verschiedenen sozialen Bewegungen verbünden, materielle Dimensionen dieser Ausschlüsse bedenken und deren Überwindung vorantreiben sollen (Brunner 2020, S. 307). Intersektionalität zu achten impliziert darüber hinaus, dass bei potenziellen Interventionen gegen eine Form der Diskriminierung berücksichtigt werden sollte, was sie für Folgen für andere Formen der Unterdrückung haben könnte (Santos 2019, S. 221).

Ein intersektionales Verständnis von Wissen und Wissensproduktion bedeutet zudem eine Enthierarchisierung von Sprache und eine Verbesserung der unter anderem sprachlichen Zugänge zu Wissen und Wissensproduktion. Da Sprache ein Instrument ist, das Realität abbilden soll, ist sie auch ein Instrument für die Transformation ebendieser Realität und den darin zugrunde liegenden gesellschaftlichen Strukturen. Im Kontext von Forschung betrifft das Themen wie die Auswahl der Forschungssprache, die Bereitstellung von Übersetzungen und das Erlernen transkultureller Kommunikation, sodass sich alle am Forschungsprozess Beteiligten mit ihrem Wissen, ihren Ressourcen und ihren Zugängen einbringen und gehört werden können: „[O]ur main problem lies not in the silence, but in a certain kind of (constructed) deafness“ (Plumwood 2003, S. 67).

Generation FIVE (2007) spricht in Bezug auf Transformation noch einen Aspekt an, der besonders im Kontext der Entwicklungsforschung relevant ist. So betonen sie, dass es wichtig sei, nicht gesamte Kulturen als moralisch „rückständig“ zu bezeichnen, zum Beispiel im Hinblick auf ihre kulturellen Normen (ebd., S. 30 f.). Dieser Aspekt erscheint besonders im Kontext der Entwicklungsforschung von zentraler Bedeutung zu sein, da Theoretiker*innen und Praktiker*innen in diesem Forschungsfeld häufig aus verschiedenen Kulturen kommen. Diese Kulturen werden in der modernen Welt oft in Bezug auf ihre „Fortschrittlichkeit“ bewertet, welche sich um Fragen der Gleichberechtigung und Diskriminierung dreht. Für eine Zusammenarbeit in so einem Kontext ist es daher besonders wichtig, dass Theoretiker*innen

gemeinsam mit Praktiker*innen Raum für Diversitäten und Widersprüche schaffen und Veränderung von kulturellen Traditionen, die Gewalt ermöglichen und aufrechterhalten, bewirken (Generation FIVE 2007, S. 30 f.). Dafür muss die Komplexität von kulturellen Normen und Werten auch in ihren historischen und intersektionalen Verwobenheiten über geographische Grenzen hinweg betrachtet werden.

Die Frage der Ressourcen ist sowohl in der Praxis der transformativen Gerechtigkeit im Kontext von sexualisierter Gewalt als auch in ihrer Übertragung auf epistemische Gewalt eine Hürde. Denn Prozesse der Verantwortungsübernahme benötigen viele finanzielle, emotionale sowie politische Ressourcen (ebd., S. 31). Dies bewirkt unter Umständen eine Stagnation anderer Aktivitäten.

In einem Kontext von Finanzierungen, die abhängig von Forschungsergebnissen und Veröffentlichungen sind, ergeben sich dadurch für Theoretiker*innen unter Umständen grundlegende Schwierigkeiten. Diese kapitalistische Logik in Universitäten, die Santos (2019) ebenfalls kritisiert, erschwert somit die Überwindung epistemischer Gewalt.

„The ways in which the university is submitting to the demands of capitalism (financial constraints and selective cuts, new hierarchies among disciplines and among departments, managerial changes, etc.) clearly show that its elitism and concurrent exclusions are not only economic, but also, racial, ethnocultural, epistemic, religious, and sexual.“ (ebd., S. 220)

Wie bereits erwähnt liegen bei den Themen Nachhaltigkeit und Ressourcen die größten Diskrepanzen zwischen transformativer Gerechtigkeit und den hier diskutierten Ansätzen zur Überwindung epistemischer Gewalt in postkolonialer Forschung, welche die Themen Nachhaltigkeit und Ressourcen kaum thematisieren. Diese Leerstelle kann auslösen, dass transformative Forschungsprozesse an fehlenden oder an überschätzten Ressourcen scheitern. Dieses Scheitern kann unter Umständen vor allem zulasten der betroffenen Personen gehen..

Deswegen erscheint ein erster wichtiger Schritt zu sein, dass Gemeinschaften und Institutionen sich im Klaren sind, welche Ressourcen sie beispielsweise für gemeinsame Institutionen und Verantwortungsübernahme zur Verfügung stellen können. Darauf basierend können dann Praktiker*innen entscheiden, ob sie sich an einem Prozess der Verantwortungsübernahme und der Wissensproduktion mit den Theoretiker*innen beteiligen wollen. Dafür kann es zudem hilfreich sein, langfristige Strategien und Ziele herauszuarbeiten, die mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen realistisch und nachhaltig erreichbar sind (vgl. Generation FIVE 2007, S. 31). Dabei ließe sich auch an die Aspekte der Machtverlagerung

und Verantwortungsübernahme anknüpfen, indem privilegierte Forschungsinstitutionen ihren Zugang zu Ressourcen nutzen, um gemeinsame Institutionen auf- und auszubauen (s. Kapitel 8.2 und 8.3). Diese Räume können zudem ein praktischer Weg sein, um Ressourcen zwischen Universitäten, Theoretiker*innen und Praktiker*innen umzuverteilen, sodass alle Beteiligten dieser Arbeit mit entsprechender finanzieller Sicherheit gut und langfristig nachgehen können.

Eine zentrale Perspektive der transformativen Gerechtigkeit besteht darin, dass eine versuchte Aufarbeitung von Gewalt durch staatliche Institutionen oft mehr Verletzung als Heilung bei betroffenen Personen verursacht. Deswegen soll Transformation und Befreiung von Gewalt erreicht werden, indem außerhalb von staatlichen Strukturen für sie Verantwortung übernommen wird (Generation FIVE 2007, S. 27).

Keine*r der vier Autor*innen, deren Perspektiven die Grundlage meiner Analyse sind, fordern eine komplette Entkopplung von Wissensproduktion und akademischen Institutionen. Stattdessen betonen sie ihre Verantwortung sowohl bei der (Re-)Produktion epistemischer Gewalt sowie bei deren Überwindung - gemeinsam mit sozialen Bewegungen (z.B. Brunner 2020, S. 307 f.). Hierbei zeigt sich eine weitere Grenze der Übertragbarkeit von transformativer Gerechtigkeit auf Wissenschaft und Forschung. Denn transformative Gerechtigkeit geht mit einer klaren Kritik und Distanzierung von einer Institutionalisierung von Verantwortungsübernahme einher (Generation FIVE 2007, S. 27). Im Kontext von Wissensproduktion ist diese Distanzierung nicht so leicht zu vollziehen, da Wissensproduktion nach wie vor strukturell und finanziell mit Universitäten und Instituten verbunden ist und damit auch die Verantwortungsübernahme für epistemische Gewalt ein Stück weit institutionalisiert werden muss.

Mögliche Antworten liegen aus meiner Perspektive darin, die institutionellen Grenzen von Wissenschaft und Wissensproduktion weiter aufzubrechen. Das bedeutet beispielsweise, dass die Praktiken, Perspektiven und Geschichten von sozialen Bewegungen als mindestens genauso wertvoll erachtet werden wie akademische Veröffentlichungen und es ebenfalls Teil einer guten wissenschaftlichen Praxis sein müsste, diese Erfahrungen einzubinden und zu zitieren. Zusätzlich müssten sich verschiedene Strukturen verändern, Zugangswege zu akademischer Bildung beispielsweise durch Quotenregelungen erleichtert, Fördergelder und Stipendien gezielt zur Verfügung gestellt, die Hintergründe von Lehrenden diversifiziert und Hierarchisierungen von Wissen und akademischen Titeln aufgebrochen werden.

Es gibt noch weitere Gesichtspunkte, welche die Überwindung epistemischer Gewalt grundlegend erschweren. Wenn beispielsweise *weiße* Menschen im globalen Süden forschen, werden sie wahrscheinlich unabhängig von ihrem Verhalten immer in einer Machtposition sein. Dies impliziert, dass der Zusammenarbeit mit Praktiker*innen und einer Verantwortungsübernahme für epistemische Gewalt Grenzen gesetzt sind, vor allem im Rahmen von kürzeren Forschungsaufenthalten.

„Wie sich die Rolle als Forschende/r gestaltet, wird nur zum Teil selbst bestimmt, zum Teil jedoch von anderen zugewiesen und dabei spielen Machtstrukturen eine entscheidende Rolle. So wird zum Beispiel Forschenden aus dem ‚globalen‘ Norden von den ‚Beforschten‘ im ‚globalen‘ Süden oft automatisch eine erhöhte Autorität zugestanden.“ (Murray/E./Overton (2003, S. 18) zitiert nach Englert/Dannecker (2014, S. 244))

Dieses Zitat verdeutlicht die Grenze für Theoretiker*innen, die versuchen, epistemische Gewalt in ihren Forschungsprozessen nicht zu reproduzieren. Wenn ihr Gegenüber ihnen eine Autorität und Macht zuspricht, ist diese nicht immer leicht aufzubrechen, auch aufgrund von rassistischen Gesellschaftsstrukturen. Wenn Theoretiker*innen aus dem Globalen Norden im Globalen Süden forschen, oder wenn Theoretiker*innen mit mehr Privilegien mit weniger privilegierten Praktiker*innen forschen, werden sie immer in einer Machtposition sein und müssen dafür aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit so gut es geht Verantwortung übernehmen - wissend, dass dies nur begrenzt möglich ist.

Das Gewaltverständnis der transformativen Gerechtigkeit sowie der hier vorgestellten postkolonialen Forschungsansätze besagt, dass es keine gewaltfreien Räume gibt. Damit sorgt selbst ein Prozess der Verantwortungsübernahme nicht dafür, dass Gewalt nicht mehr geschieht, weshalb das Ziel der Transformation als ein Prozess des kollektiven (Ver-)Lernens verstanden werden muss. Dieser Prozess ist von außen vor allem in seiner Gesamtheit nicht messbar und verläuft nicht linear. Dennoch werden Praktiker*innen merken und benennen können, wenn ihre Perspektiven, ihr Wissen und Kompetenzen mehr Gehör finden und Forschungsprozesse ausgehend von ihren Bedürfnissen gestaltet werden. Dadurch können einzelne, sich multiplizierende Räume erschaffen werden, die gemeinsam epistemische Gewalt Schritt für Schritt überwinden.

9 Fazit

Im Rahmen meiner Masterarbeit habe ich mich mit der Frage beschäftigt, inwiefern transformative Gerechtigkeit zur Überwindung von epistemischer Gewalt in postkolonialer Forschung beiträgt. Ausgehend davon habe ich analysiert, wie postkoloniale Forschungsansätze der epistemischen Gewalt in Wissenschaft und Forschung begegnen und welche Ansätze der transformativen Gerechtigkeit sich in postkolonialer Forschung wiederfinden. Zudem habe ich untersucht, inwiefern postkoloniale Ansätze zur Überwindung epistemischer Gewalt durch transformative Gerechtigkeit erweitert werden können und welche Grenzen dieser Übertragung und der Überwindung epistemischer Gewalt insgesamt gesetzt sind. Zur Beantwortung dieser Forschungsfragen habe ich Texte von Brunner (2020) („UnDoing Epistemic Violence“), Decoloniality Europe (2013) („Charter of Decolonial Research Ethics“), Santos (2019) („Decolonizing the University“) und Grosfoguel (2011) („Decolonizing Post-Colonial Studies and Paradigms of Political Economy: Transmodernity, Decolonial Thinking, and Global Coloniality“) anhand einer Heuristik analysiert, die ich aus den Prinzipien der transformativen Gerechtigkeit entwickelt habe (s. Kapitel 5).

Der Begriff der epistemischen Gewalt beschreibt die Auslöschung und Missachtung von nicht-westlichem Wissen, sowie die Muster, welche diese Unterdrückung (re-)produzieren (Heinemann/Varela/do Mar 2016). Postkoloniale Forschung thematisiert diese Form von Gewalt, deren Einbettung in den Kolonialismus und schlägt verschiedene Ansätze vor, um epistemische Gewalt zu überwinden, unter anderem durch die Einbeziehung von Wissen und Praktiken sozialer Bewegungen (Brunner 2020, S. 307 f.). Von dieser Forderung ausgehend habe ich die Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit auf die Überwindung epistemischer Gewalt in der postkolonialen Forschung angewandt. Transformative Gerechtigkeit wurde von indigenen Gemeinschaften, Schwarzen und queeren Bewegungen vor allem in Nordamerika geprägt und hat sich das Ziel gesetzt, Gewalt aufzuarbeiten, ohne dass weitere Gewalt geschieht und stattdessen Platz für Transformation und Heilung geschaffen wird (Flox 2019).

Bei der Inhaltsanalyse der Texte haben sich verschiedene Gesichtspunkte zur Überwindung epistemischer Gewalt in der postkolonialen Forschung ergeben. Insbesondere fordern die Autor*innen mehr Sichtbarkeit von epistemischer Gewalt, die Einbeziehung von Praktiker*innen in Forschungsprozesse, Räume für Diversität und die Schaffung von gemeinsamen Institutionen von Theoretiker*innen und Praktiker*innen, in deren Rahmen sich

verschiedenes Wissen bereichern kann und gemeinsame (Ver-)Lernprozesse stattfinden können (s. Kapitel 7). Diese Forderungen sind ebenfalls Elemente der Theorie und Praxis der transformativen Gerechtigkeit (Generation FIVE 2007).

Andere Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit finden sich in den vorgestellten Ansätzen kaum wieder und können neue Impulse für die Überwindung epistemischer Gewalt bieten. Das sind insbesondere die Aspekte der Nachhaltigkeit, des Schutzes für von Gewalt betroffenen Personen und des kollektiven Handelns gegen Gewalt. Diese Aspekte fordern dabei das aktive Vorgehen gegen epistemische Gewalt und stellen Fragen nach der Bereitstellung von Ressourcen und Mechanismen, die eine langfristige Verantwortungsübernahme ermöglichen (ebd.). Sie fordern, dass Theoretiker*innen sich aktiv dafür einsetzen, ihre eigene Rolle und auch ihre damit verbundenen Privilegien zu reflektieren, aufzubrechen und - wo nötig - für die Überwindung epistemischer Gewalt einzusetzen. Sie fordern zudem, materielle Dimensionen der Verantwortungsübernahme in den Blick zu nehmen, zum Beispiel in Form von Reparationen und Umverteilungen zugunsten von epistemischer Gewalt betroffenen Personen.

Andere Prinzipien der transformativen Gerechtigkeit lassen sich nur begrenzt auf den Kontext epistemischer Gewalt übertragen und müssen dementsprechend umgedacht werden. So fällt es betroffenen Personen im Kontext von epistemischer Gewalt unter Umständen schwerer, gewaltvolles Verhalten und sich daraus ergebende Forderungen zu benennen, als wenn es sich um Formen von sexualisierter Gewalt handelt. Ein weiteres Grundprinzip der transformativen Gerechtigkeit, dass sich nicht direkt auf den Kontext epistemischer Gewalt übertragen lässt, ist die Forderung, dass tatsächliche Verantwortungsübernahme außerhalb von staatlichen Strukturen geschehen soll, da diese als gewaltvoll verstanden werden (ebd., S. 27). Auch wenn postkoloniale Forscher*innen die Rolle von beispielsweise Universitäten bei der (Re-)Produktion von epistemischer Gewalt ebenfalls benennen und kritisieren (zum Beispiel Santos 2019), lässt sich Wissenschaft schwer vollständig von öffentlichen Institutionen entkoppeln. Deshalb gilt es umso mehr, dass sich Theoretiker*innen bewusst diesen Widersprüchen aussetzen, nach Handlungsspielräumen für Verantwortungsübernahme und Transformation an der Universität suchen, Strukturen und Abläufe der Wissensproduktion verändern und vor allem für Praktiker*innen öffnen.

Die Anwendung von transformativer Gerechtigkeit in der Wissenschaft bedeutet, episte-

mische Gewalt anzuerkennen und aktiv zu ihrer Überwindung beizutragen. Insbesondere muss sichergestellt werden, dass alle Beteiligten, insbesondere marginalisierte Gruppen, gleichberechtigt an Wissen und Wissensproduktion teilhaben können. Dies beinhaltet ebenfalls die proaktive Einbeziehung ihrer Perspektiven und die Anerkennung unterschiedlicher Wissensformen. So kann eine gerechtere und inklusive Wissensproduktion gefördert werden, welche die Bedürfnisse und Rechte aller Beteiligten berücksichtigt.

Dafür braucht es aus der Perspektive von postkolonialer Forschung und transformativer Gerechtigkeit Räume, in denen Beziehungen, gegenseitiges Verständnis und eine kollektive Praxis des (Ver-)Lernens von Theoretiker*innen und Praktiker*innen aufgebaut werden können. Diese Räume können auch Platz für die Entwicklung von Interventionen bieten, die nicht nur binnenakademisch und auf Wissensproduktion ausgelegt sind. Weiter können sie eine wichtige Rolle bei der Befreiung und der Überwindung von Diskriminierung, Unterdrückung und Gewalt spielen. Dabei betonen postkoloniale Forschung und transformative Gerechtigkeit, dass eine emanzipatorische und transformative Praxis nur gelingen kann, wenn ihr Ausgangspunkt bei den betroffenen Personen epistemischer Gewalt, ihren Erfahrungen, Lebensrealitäten und Bedürfnissen liegt und gleichzeitig die Strukturen und Muster, die Gewalt (re-)produzieren adressiert.

Der Überwindung epistemischer Gewalt sind verschiedene Grenzen gesetzt, da diese auch ein Ausdruck von intersektionalen, globalen Machtstrukturen ist. Das bedeutet, dass epistemische Gewalt nicht vollständig überwunden werden kann, solange die Abwertungen von Menschen, ihrem Wissen und ihrer Kompetenzen beispielsweise aufgrund von Hautfarbe oder Herkunft weiterhin geschieht.

Die Arbeit zur Überwindung epistemischer Gewalt ist damit nie abgeschlossen, sie ist ein Prozess, eine Praxis, die es immer wieder erfordert, sich und seine eigenen Muster fortlaufend kritisch zu hinterfragen. Solange gewaltvolle Ausschlüsse in Gesellschaften stattfinden, wird es Ansätze wie transformative Gerechtigkeit brauchen, um Gewalt Einhalt zu gebieten und zu verlernen, egal ob in der Familie, Wohngemeinschaften, Arbeitsstellen, in der Schule oder Universität. Wie ich in meiner Masterarbeit gezeigt habe, kann die Praxis und vor allem das Verständnis der transformativen Gerechtigkeit dazu neue und weiterführende Perspektiven eröffnen.

Bisherige Ansätze zur Überwindung epistemischer Gewalt fordern Theoretiker*innen auf, ihre Rolle und Privilegien innerhalb von Forschungsprozessen zu reflektieren, epistemische

Gewalt sichtbar zu machen, Forschungsprozesse ausgehend von den Perspektiven und Bedürfnissen von Praktiker*innen zu gestalten und Raum für verschiedene Arten von Wissen zu schaffen. Die Perspektiven der transformativen Gerechtigkeit können diese Ansätze erweitern, indem sie verschiedene Handlungsoptionen eröffnen, um epistemische Gewalt ganzheitlich zu adressieren. Diese nehmen von epistemischer Gewalt betroffene und von ihr profitierende Personen in den Blick, Räume, in denen Wissensproduktion geschieht sowie die gesellschaftlichen Strukturen, die epistemische Gewalt (re-)produzieren. Der Fokus liegt auf dem Aufbau von vertrauensvollen und nachhaltigen Beziehungen zwischen Theoretiker*innen und Praktiker*innen und darin, ausgehend von diesen Beziehungen epistemische Gewalt Stück für Stück zu überwinden. Damit eröffnet transformative Gerechtigkeit weitere Möglichkeiten für den Übergang von einer Analyse und Reflexion hin zu einer aktiven Überwindung epistemischer Gewalt.

Offen bleiben vor allem die Fragen, wie die geforderten Räume für eine kollektive Praxis der Überwindung epistemischer Gewalt aufgebaut werden können, wer an ihnen teilnimmt, wo diese sinnvoll eingebettet sein können und wie eine konkrete Praxis dieser transdisziplinären, internationalen Räume aussehen kann. Diese Fragen hängen jedoch auch stark von dem jeweiligen Kontext ab. Dies ist eine Stärke der transformativen Gerechtigkeit: Sie liefert kein „Rezept“, das für jeden Kontext Erfolg verspricht, sondern stößt an, Räume zu öffnen, um sich gemeinsam diesen Fragen zu widmen.

Wen adressiert Forschung? Was ist Ziel von Forschung? Was ist die politische Rolle von Wissen(schaft) und Wissensproduktion? Wenn Forschung helfen soll, gesellschaftliche Realität zu verstehen und zu verbessern, ist es ebenfalls ihre Aufgabe, Ungleichheiten und Diskriminierungen zu bekämpfen. Die Überwindung epistemischer Gewalt ist damit ein Teil des Kampfes für globale soziale Gerechtigkeit:

„[T]here is no global social justice without global cognitive justice.“

(Santos 2019, S. 238)

Literatur

- Awarenetz und IGNITE! (2021): *Transformative Gerechtigkeit & Kollektive Verantwortungsübernahme*. URL: https://ia601000.us.archive.org/0/items/tg-diskussionsbeitrag/TG_Zine_V1.0_screenread.pdf.
- Barrie, H. (2020): „No one is disposable: Towards feminist models of transformative justice“. In: *JL & Soc. Pol'y* 33, S. 65.
- Blaser, M. (2019): „Life Projects“. In: *Pluriverse*. Hrsg. von A. Kothari/A. Salleh u. a. New Delhi, India: Tulika Books, S. 234–237. ISBN: 9788193732984.
- Boidin, C./J. Cohen u. a. (2012): „Introduction: From university to pluriversity: A decolonial approach to the present crisis of western universities“. In: *Human Architecture: Journal of the sociology of self-knowledge* 10.1, S. 1–6.
- Brazzell, M. (2017): *Was macht uns wirklich sicher? Toolkit für Aktivist_innen*. URL: <https://www.transformativejustice.eu/wp-content/uploads/2017/07/toolkit-finished-1.pdf>.
- brown, a. m./M. Mingus u. a. (2020-03-11): *What is Transformative Justice?* URL: <https://bcrw.barnard.edu/videos/what-is-transformative-justice/>.
- Brunner, C. (2020): *Epistemische Gewalt: Wissen und Herrschaft in der Kolonialen Moderne*. Bd. v.96. Edition Politik Ser. Bielefeld: Transcript Verlag. ISBN: 9783839451311. URL: <https://ebookcentral.proquest.com/lib/kxp/detail.action?docID=6753721>.
- (n.d.): *Person | EPISTEMIC VIOLENCE*. URL: <https://epistemicviolence.aau.at/index.php/de/person/> (besucht am 11.04.2024).
- Dannecker, P./B. Englert, Hrsg. (2014): *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung*. 1. Aufl. Bd. Bd. 15. Gesellschaft - Entwicklung - Politik. Wien: Mandelbaum-Verl. ISBN: 978-3-85476-427-4.
- Decoloniality Europe (2013): *Charter of decolonial research ethics*. URL: <https://decolonialityeurope.wixsite.com/decoloniality/charter-of-decolonial-research-ethics>.
- (n.d.[a]): *Decolonising Europe*. URL: <https://decolonialityeurope.wixsite.com/decoloniality/decolonising-europe> (besucht am 12.04.2024).
- (n.d.[b]): *Second Annual Meeting*. URL: <https://decolonialityeurope.wixsite.com/decoloniality/second-annual-meeting> (besucht am 12.04.2024).
- (n.d.[c]): *The Movements- Los movimientos*. URL: <https://decolonialityeurope.wixsite.com/decoloniality/the-movements> (besucht am 14.02.2024).

- Denzin, N. K./Y. S. Lincoln, Hrsg. (2009): *The Sage handbook of qualitative research*. 3. ed., [Nachdr.] Thousand Oaks, Calif.: Sage Publ. ISBN: 0761927573.
- Deutschmann, A. (2014): „Inhaltsanalysen: Qualitative Verfahren der Textanalyse und Textinterpretation“. In: *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung*. Hrsg. von P. Dannecker/B. Englert. Gesellschaft - Entwicklung - Politik. Wien: Mandelbaum-Verl. ISBN: 978-3-85476-427-4.
- Dixon, E./L. L. Piepzna-Samarasinha, Hrsg. (2020): *Beyond survival: Strategies and stories from the transformative justice movement*. Chico, CA und Edinburgh, Scotland: AK Press. ISBN: 9781849353625.
- Englert, B./P. Dannecker (2014): „Praktische und ethische Aspekte der Feldforschung“. In: *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung*. Hrsg. von P. Dannecker/B. Englert. Gesellschaft - Entwicklung - Politik. Wien: Mandelbaum-Verl., S. 233–265. ISBN: 978-3-85476-427-4.
- Erete, S./K. Thomas u. a. (2021): „Applying a Transformative Justice Approach to Encourage the Participation of Black and Latina Girls in Computing“. In: *ACM Transactions on Computing Education* 21.4, S. 1–24. ISSN: 1946-6226. DOI: 10.1145/3451345.
- Escobar, A. (2019a): „Civilizational Transitions“. In: *Pluriverse*. Hrsg. von A. Kothari/A. Salleh u. a. New Delhi, India: Tulika Books, S. 121–124. ISBN: 9788193732984.
- (2019b): „Thinking-Feeling with the Earth: Territorial Struggles and the Ontological Dimension of the Epistemologies of the South“. In: *Knowledges born in the struggle: Constructing the epistemologies of the global south*. Hrsg. von B. d. S. Santos/M. P. Meneses. Routledge, S. 41–57.
- Fals-Borda, O. (1987): „The Application of Participatory Action-Research in Latin America“. In: *International Sociology* 2.4, S. 329–347. ISSN: 0268-5809. DOI: 10.1177/026858098700200401.
- Fanon, F. (1952): *Peau Noire, Masques Blancs*. Paris: Editions du Seuil.
- Flox, A. (2019): *Disrupting the Bystander: When #metoo Happens Among Friends*. Chicago: Thorntree Press. ISBN: 9781944934590.
- Freire, P. ([1994] 2016): „Kein Abschied vom Traum einer humaneren Welt“. In: Schmidt, Lukas & Schröder, Sabine (2016): *Entwicklungstheorien: Klassiker, Kritik und Alternativen*. 1. Auflage. Wien: Mandelbaum Verlag, S. 392–410.
- Generation FIVE (2007): „Toward transformative justice: A liberatory approach to child sexual abuse and other forms of intimate and community violence“. In: *San Francisco: Generation Five*.

- Greene, N. (2021): „Epistemic Injustice and Transformative Justice“. In: *Southwest Philosophy Review* 37.1, S. 35–43. DOI: 10.5840/swphilreview20213715. URL: https://www.pdcnet.org/swphilreview/content/swphilreview_2021_0037_0001_0035_0043.
- Grosfoguel, R. (2011): „Decolonizing Post-Colonial Studies and Paradigms of Political-Economy: Transmodernity, Decolonial Thinking, and Global Coloniality“. In: *TRANSMODERNITY: Journal of Peripheral Cultural Production of the Luso-Hispanic World* 1.1. DOI: 10.5070/T411000004.
- (2013): „The structure of knowledge in westernised universities: Epistemic racism/sexism and the four genocides/epistemicides“. In: *Human Architecture: Journal of the sociology of self-knowledge* 1.1, S. 73–90.
- Heinemann, A. M. B./C. Varela u. a. (2016): „Ambivalente Erbschaften. Verlernen erlernen“. In: *Zwischenräume* 10, S. 1–6.
- hooks, b. (2015): *Ain't I a woman: Black women and feminism*. New York und London: Routledge. ISBN: 9781315743264. DOI: 10.4324/9781315743264.
- INCITE! (2018): *Law Enforcement Violence Against Women Of Color & Trans People Of Color: A Critical Intersection Of Gender Violence & State Violence*. URL: <https://incite-national.org/stop-law-enforcement-violence-toolkit/> (besucht am 20.06.2022).
- Kim, M. E. (2018): „From carceral feminism to transformative justice: Women-of-color feminism and alternatives to incarceration“. In: *Journal of Ethnic & Cultural Diversity in Social Work* 27.3, S. 219–233. ISSN: 1531-3204. DOI: 10.1080/15313204.2018.1474827.
- Kim, M. E./S. Hassan (2021-12-20): *Modern Roots of Transformative Justice | Barnard Center for Research on Women*. URL: <https://bcrw.barnard.edu/videos/modern-roots-of-transformative-justice/>.
- Klapeer, C. M. (2014): „Intersektionalität statt ein verlegenes et cetera: Methodologische Impulse zum Umgang mit der Verwobenheit von ungleichheitsgenerierenden Kategorien“. In: *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung*. Hrsg. von P. Dannecker/B. Engler. Gesellschaft - Entwicklung - Politik. Wien: Mandelbaum-Verl., S. 55–73. ISBN: 978-3-85476-427-4.
- Kothari, A./A. Salleh u. a., Hrsg. (2019): *Pluriverse: A post-development dictionary*. New Delhi, India: Tulika Books. ISBN: 9788193732984.

- Mayring, P. (2000): „Qualitative Content Analysis: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol 1, No 2 (2000): Qualitative Methods in Various Disciplines I: Psychology“. In: DOI: 10.17169/fqs-1.2.1089.
- Meneses, M. P. (2019): „Tastes, Aromas, and Knowledges: Challenges to a Dominant Epistemology“. In: *Knowledges born in the struggle: Constructing the epistemologies of the global south*. Hrsg. von B. d. S. Santos/M. P. Meneses. Routledge, S. 162–180.
- Mignolo, W. D. (2007): „Delinking: The rhetoric of modernity, the logic of coloniality and the grammar of de-coloniality“. In: *Cultural studies* 21.2-3, S. 449–514.
- Mingus, M. (2022): „Transformative justice: A brief description“. In: *Fellowship* 84.2, S. 17–19.
- Murray, W./J. E./Overton (2003): „Designing Development research“. In: *Development fieldwork*. Hrsg. von R. Scheyvens/D. Storey. London: SAGE, S. 17–36.
- Ndushabandi, E./O. Rutazibwa (2019): „Agaciro“. In: *Pluriverse*. Hrsg. von A. Kothari/A. Sal-
leh u. a. New Delhi, India: Tulika Books, S. 79–82. ISBN: 9788193732984.
- Nocella, A. J./J. Anthony (2011): „An overview of the history and theory of transformative justice“. In: *Peace & conflict review* 6.1, S. 1–10.
- Novy, A./S. Howorka (2014): „Transdisziplinarität und Wissensallianzen“. In: *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung*. Hrsg. von P. Dannecker/B. Englert. Gesellschaft -
Entwicklung - Politik. Wien: Mandelbaum-Verl., S. 20–37. ISBN: 978-3-85476-427-4.
- Paulson, S. (2016): „Towards a Broader Scope and More Critical Frame for Intersectional Analysis“. In: *The Palgrave Handbook of Gender and Development*. Hrsg. von W. Harcourt. London: Palgrave Macmillan UK, S. 395–412. ISBN: 978-1-349-57697-5. DOI: 10.1007/978-1-137-38273-3_27.
- Plumwood, V. (1991): „Nature, Self, and Gender: Feminism, Environmental Philosophy, and the Critique of Rationalism“. In: *Hypatia* 6.1, S. 3–27. ISSN: 0887-5367. DOI: 10.1111/j.1527-2001.1991.tb00206.x.
- (2003): „Decolonizing relationships with nature“. In: *Decolonizing nature*. Hrsg. von W. M. Adams/M. Mulligan. London und Sterling, VA: Earthscan Publications, S. 51–78. ISBN: 9781849770927.
- Said, E. ([1984]1998): „Orientalism Reconsidered: from Europe And Its Others, Volume 1 (1984)“. In: *The Geopolitics Reader*. Hrsg. von G. Ó Tuathail/S. Dalby u. a. London: Routledge, S. 256–261. ISBN: 9780415162708.

- Santos, B. d. S. (2019): „Decolonizing the University“. In: *Knowledges born in the struggle: Constructing the epistemologies of the global south*. Hrsg. von B. d. S. Santos/M. P. Meneses. Routledge.
- Santos, B. d. S./M. P. Meneses, Hrsg. (2019): *Knowledges born in the struggle: Constructing the epistemologies of the global south*. Routledge.
- Smith, L. T. (1999): *Decolonizing methodologies: Research and indigenous peoples*. London/New York: Zed Books. ISBN: 9781856496247.
- Souto-Manning, M./L. T. Winn (2019): „Toward Shared Commitments for Teacher Education: Transformative Justice as an Ethical Imperative“. In: *Theory Into Practice* 58.4, S. 308–317. ISSN: 0040-5841. DOI: 10.1080/00405841.2019.1626619.
- Spivak, G. C. (2010): *Can the subaltern speak? Reflections on the history of an idea*. New York: Columbia University Press. ISBN: 9780231143851.
- Trans*-Inter*-Beratungsstelle (n.d.): *Begriffserklärungen*. URL: <https://www.trans-inter-beratungsstelle.de/de/begriffserklaerungen.html> (besucht am 30.08.2022).
- Unger, H. (2014): *Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis*. SpringerLink Bücher. Wiesbaden: Springer VS. ISBN: 9783658012908. DOI: 10.1007/978-3-658-01290-8.
- University of California, B. (n.d.): *Ramon Grosfoguel*. URL: <https://ethnicstudies.berkeley.edu/people/ramon-grosfoguel-1/> (besucht am 13.04.2024).
- Valdovinos, M. G./C. D. Moreno Sandoval (2021): „Cihua̱tocameh (Spiderwomen) Weaving Twenty Years of Transformative Justice Work in Higher Education“. In: *Educational Studies* 57.5, S. 524–543. ISSN: 0013-1946. DOI: 10.1080/00131946.2021.1904929.
- Warren, K. J. (1990): „The Power and the Promise of Ecological Feminism“. In: *Environmental Ethics* 12.2, S. 125–146. DOI: 10.5840/enviroethics199012221. URL: https://www.pdcnet.org/enviroethics/content/enviroethics_1990_0012_0002_0125_0146.
- Wulf, C. (2006): *Anthropologie kultureller Vielfalt: Interkulturelle Bildung in Zeiten der Globalisierung*. Transcript Verlag.
- ZARA- Zivilcourage und Antirassismusbearbeitung (n.d.): *Häufig gestellte Fragen*. URL: <https://zara.or.at/de/wissen/faq> (besucht am 29.01.2024).

Abstract

Diese Masterarbeit behandelt das Thema der Überwindung epistemischer Gewalt, welche Wissen und Wissensarten entlang von vor allem kolonialen Machtstrukturen ausschließt. Explizit beschäftigt sich die Arbeit mit den Ansätzen von Brunner (2020), Santos (2019), Decoloniality Europe (2013) und Grosfoguel (2011), die sich aus verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichen Schwerpunkten der Frage widmen, wie epistemische Gewalt in Wissenschaft und Wissensproduktion überwunden werden kann. Diese Ansätze werden aus der Perspektive der transformativen Gerechtigkeit durch eine qualitative Inhaltsanalyse herausgearbeitet, um die Frage zu beantworten, inwiefern transformative Gerechtigkeit einen Beitrag zur Überwindung epistemischer Gewalt leistet.

Die Textanalyse ergibt, dass für die Autor*innen vor allem der Raum für Diversität und die Schaffung gemeinsamer Institutionen wichtige Ansatzpunkte für die Überwindung epistemischer Gewalt sind. Andere Grundsätze der transformativen Gerechtigkeit, wie Nachhaltigkeit und Schutz vor weiterer Gewalt nehmen in den Texten weniger Raum ein und können somit neue Impulse für die Überwindung epistemischer Gewalt liefern.

This master's thesis deals with the topic of overcoming epistemic violence, which excludes knowledges and types of knowledge along colonial power structures in particular. The thesis explicitly deals with the approaches of Brunner (2020), Santos (2019), Decoloniality Europe (2013) and Grosfoguel (2011), which address the question of how epistemic violence in science and knowledge production can be overcome from different perspectives and with different emphases. These approaches are analyzed from the perspective of transformative justice through a qualitative content analysis in order to answer the question in how far transformative justice contributes to overcoming epistemic violence.

The analysis of the texts shows that, for the authors, the space for diversity and the creation of common institutions are important starting points for overcoming epistemic violence. Other principles of transformative justice, such as sustainability and protection from further violence, play a lesser role in the texts and can therefore provide new impulses for overcoming epistemic violence.